Jahresbericht

des

Königlichen Viktoria-Gymnasiums

zu Burg

für das Schuljahr 1900.

XXXVII.

Inhalt:

1) Antrittsrede des Direktors Dr. Rassow gehalten am 16. Nov. 1900.
2) Heinrich Schliemann und die Ausgrabungen auf Hissarlik. Von Professor Brinckmeier.
3) Schulnachrichten. Von Dr. Rassow, Königlichem Gymnasialdirektor.

Burg 1901.

Druck von A. Hopfer in Burg.

1901. Progr. Nr. 248.

Antrittsrede des Direktors Dr. Rassow am 17. Nov. 1900.

Hochansehnliche Festversammlung! Hochverehrte Herrn Kollegen! Liebe Schüler!

Die überaus freundlichen und ehrenden Worte, mit denen Se. Exellenz der Herr Oberpräsident von Bötticher mich in mein neues Amt eingeführt hat, haben tiefen Eindruck auf mich gemacht. Möchte es mir vergönnt sein, wenigstens einen Teil dieser guten Wünsche in die That umzusetzen.

Denn die That entscheidet im Schulleben! Zwar auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit ist es von der grössten Bedeutung, dass Theorie und Praxis nicht auseinander klaffen, aber nirgends wird so wie in der Kunst des Unterrichtens das Vorwiegen der Praxis offenbar. Nun beweist Ihr zahlreiches Erscheinen, meine verehrten Gäste, welchen innigen Anteil Sie an dem Leben unserer Schule nehmen, und dafür sage ich Ihnen unseren herzlichsten Dank. Trotzdem sind wir nicht im Stande, Sie einen tieferen Einblick thun zu lassen in das Beste, was wir zu bieten haben: die eigentliche Praxis des Unterrichts.

Über das Alltagsleben der Schule wissen Sie so wie so Bescheid. Der Bedeutung dieser Stunde aber würde es doch nur geziemen, Ihnen einen Höhepunkt des Unterrichts vorzuführen. Aber gerade diese Punkte vertragen die Beteiligung eines Dritten durchaus nicht. In solchen Augenblicken hat das Verhältnis von Lehrer und Schüler etwas Zartes, etwas Weihevolles, das die Berührung durch einen Fremden abweist. Die Mimose würde sich schliessen: und die echte Wechselwirkung zwischen Lehrer und Schüler, die das Schulleben weit überdauert, würde nicht zu Stande kommen.

Niemand unter Ihnen wird so unglücklich sein, dass er nicht eines oder des anderen seiner Lehrer in unauslöschlicher Dankbarkeit gedächte. Erinnern Sie sich nun, bitte, einer besonders eindrucksvollen Stunde, die Sie bei einem solchen Lehrer genossen: und Sie werden mir recht geben, wenn ich behauptete: die Anwesenheit eines Dritten (denn die Schüler betrachten sich in diesem Falle als ein Individuum, im Gegensatze zum zweiten, dem Lehrer) hätte gestört? Der Lehrer hätte sich nicht so nachdrücklich ausgesprochen, und hätte er's gethan, so wäre es Ihnen nicht so zu Herzen gegangen.

So bleibt uns nur übrig, uns zu bescheiden. Wir müssen die Praxis dahinten lassen und uns mit einem kleinen Abstecher in die Theorie begnügen. Statt des wie? wollen wir das was? behandeln.

Luther sagt einmal: „Man kann unmöglich etwas wahrhaft hassen, dessen Gegenteil man nicht vorher lieben gelernt hat. Darum gewinne zuerst den Menschen, dass er die Gerechtigkeit liebt, dann wird er ohne dein Zuthun seine Sünde bereuen lernen! Er liebe nur erst Christum, dann wird er sich selbst bald verurteilen". Dies eine Wort unseres grossen Reformators beweist, dass er in der That ein Schulmeister von Gottes Gnaden war. Denn es kennt das Herz der Jugend wenig, wer da glaubt, mit Schelten auf das Schlechte könne ihr dieses verleidet werden. Vielmehr: Nitimur in vetitum semper, cupimusque negata. Die verbotene Frucht lockt; und die Oppositionslust der „nächstfolgenden Generation" (die ja den

Lauf der Welt vor Erstarrung bewahrt, wenn sie uns Alteren auch zuweilen sehr unbequem ist), diese Kronprinzenstimmung, wie sie Treitschke nennt, lässt gern den Gedanken aufkommen: „Sollte dies Gescholtene wirklich so schlimm sein? Der Lehrer, der Pfarrer, der Vater ereifert sich zu auffallend. Das wollen wir doch künftig noch einmal genauer untersuchen!“

Und nun kommt in der Regel für den Schüler der entscheidende Augenblick. Ist der junge Mann genügend mit Positivem erfüllt (das Wort in weitestem Umfange genommen), so ist gegründete Hoffnung vorhanden, dass er die Versuchung besteht. Mangelt es aber hier, dann wird das unbewehrte Gemüt allzuleicht der Verführung zum Thörichten oder Schlimmen erliegen. Denn die Sünde gleisst; und viele sehen wir den bequemen und breiten Weg wandeln.

Über die Gefahren nun, die dem eigenen Fleisch und Blut drohen, geben sich allzuoft gerade *die Väter* merkwürdigen Illusionen hin, die im harten Kampfe des Lebens ihren Charakter durch unablässige Selbstzucht gefestigt haben. Solche Väter sind leicht bedrückt, oder sie brausen gar auf, wenn ihr Sohn nicht eben so stahlhart ist, wie sie selber es geworden sind. Sie verkennen das Naturgesetz, dass auf einen grossen Kurfürsten, mit Nerven von Eisen, immer ein weicherer Friedrich I. folgt. Nein, solche Kämpfe sind keinem Kinde erspart, und der Dichter sagt mit Recht:

„Es fängt mit jedem Menschenkind der inn're Kampf von vorne an;
des frömmsten Pfarrers Söhnlein ringt mit Ormuzd und mit Ahriman“.

Und so müssen wir suchen, jedem Kinde für dieses heisse Ringen zu einer Rüstung zu verhelfen, die ihm wenigstens einen Teil jener ihm drohenden Gefahren abzuhalten geeignet ist.

Wenn wir also weniger das Falsche schelten, als die Kinder *das Rechte sollen lieben lehren*, so kommen wir zu der schwierigen Frage: Was ist denn nun „das Rechte“, das wir in der Schule lehren sollen? Hier entbrennt schon der Streit der Meinungen. Und wenn wir uns auch auf die Formel einigen wollten: „Glaube und Wissenschaft“ soll es sein, so würden die Meinungen von neuem auseinander gehen bei der Frage: Was ist denn der „*Glaube*“?

Bezüglich dieses ersten Punktes gilt nun ganz besonders die oben betonte Mahnung Luthers: „Lehre sie Christus lieben!“. Aber schilt nicht auf die, die den Eindruck, den der Erlöser auf sie gemacht hat, anders wiederspiegeln, als du ihn selber gespürt hast. Zieh die Schranken nicht zu eng; wolle den Schüler leiten, aber nicht dauernd bevormunden. Gestatte ihm eine Entwickelung seines inneren Lebens. Hast du denn keine Entwickelung gehabt? Sei nicht zu ängstlich, dass der beseligende Blick des Herrn deinem Zögling verloren gehen könne. Wenn du ihn zwingen und dringen willst, gerade dann errichtest du Mauern, die ihm den erwärmenden Strahl seiner Liebe entziehen können, wenn auch nur eine kleine Weile. —

Wie herrlich ist es, zu beobachten, dass gerade in unserer Zeit weite Kreise des deutschen Volkes damit beschäftigt sind, ein wirkliches persönliches Verhältnis zum Christentum sich zu erringen. Dem Namen nach sind sie ja längst Christen; aber die Vertiefung fehlt in den breitesten Schichten. Man lasse sich nicht dadurch täuschen, dass gerade in diesen Kreisen Worte des leidenschaftlichsten Widerspruches zu vernehmen sind. Wer die Geschichte der Aneignung des Christentums durch die Völker kennt, der weiss, dass Widerspruch immer die erste Stufe gewesen ist. Nicht die offenen ehrlichen Widersacher des Christentums waren von je die schlimmsten, sondern die Lauen, die Flachen und die Heuchler.

Und so denke ich, man kann ein Wort des grossen Menschenfreundes Thomas Carlyle auch auf das religiöse Gebiet von dem sozialen her übertragen. Carlyle rief seinen englischen Zeitgenossen, die ihren Handarbeitern lediglich feindlich gegenüberstanden, das gewaltige Wort zu: „Wer aus den erhobenen Fäusten der Arbeiter etwas anderes herausliest, als den leidenschaftlichen Wunsch: Helft uns, wir sind allein nicht im Stande uns Eure Kultur zu erringen, der versteht nichts von der Seele des Volkes.“

Wenn man nun in Deutschland die Vorgänge auf religiösem Gebiet bis in die jüngste Zeit hinein verfolgt hat, so ergiebt sich, dass die leidenschaftliche Bekämpfung des Christentums vielfach schon einer ruhigeren Würdigung Platz gemacht hat. Auf die wilden Sachsenkriege Karls des Grossen folgte damals bald die wundervolle Blüte „der Heliand“. So vollzieht sich zu seiner Zeit immer wieder der Vorgang, dass der von Gott ergriffene Mensch sich selber zuruft: „Knie nieder, Sugamber, verbrenne, was du angebetet hast; bete an, was du verbrannt hast“. Aus dem Saulus wird ein Paulus.

Wir kommen zu einem zweiten heiss umstrittenen Punkt: Welche Wissenschaften soll man die Kinder lehren?

Auch hier hat in der letzten Zeit die Schärfe des Streites abgenommen. Und sie wird noch mehr zurücktreten, wenn etwa die Bestimmung getroffen würde, dass die Abiturienten aller neunstufigen Schulen die gleichen Rechte haben sollen. Ich persönlich würde den Fall der Privilegien des Gymnasiums mit Freuden begrüssen. Nach meinem Dafürhalten beginnt erst dann ein Wettkampf der Schulen, der nicht mit Zuhülfenahme äusserer Mittel geführt wird und der deshalb erst echte Ergebnisse des Wetteifers zeitigen kann. Mir ist nicht zweifelhaft, dass die klassische Bildung dabei vollwertige Früchte hervorbringen wird.

Aber so sehr ich betonen will, dass ich selber den Bildungselementen, die das klassische Altertum birgt, zu unaustilgbarem Danke verpflichtet bin, weil ich glaube, dass meine eigenen Fähigkeiten sich an ihnen am besten entwickeln konnten, so liegt mir doch sehr fern, diesen Schatz anderen aufzudrängen! Denn sonderlich im Bildungsleben schickt sich eines nicht für alle. Nein, Licht und Luft wünsche ich für alle Schularten; und nur aus naheliegenden praktischen Rücksichten rede ich nicht auch denen das Wort, die sagen: Wir müssen noch viele neue Spielarten der Schulen haben.

Sie entnehmen aus dem Gesagten hoffentlich, verehrte Anwesende, dass ich zwar für meine Wissenszweige begeistert, aber dass ich kein Fanatiker bin. Ich bin auch nicht für die zu haben, die der einen Wissenschaft jeden Bildungswert ab- und ihn nur der anderen zusprechen. Genau genommen giebt es doch nur eine Wissenschaft, und wir müssten das Wort eigentlich nicht im Plural gebrauchen, sondern sollten nur von den einzelnen Zweigen der Wissenschaft sprechen.

Und so könnte man theoretisch zu der Forderung gelangen: „Der Schüler muss einen Einblick in alle Zweige der Wissenschaft erhalten, oder doch in möglichst viele. Das klingt nicht übel; pädagogisch aber ist es ein Unding. Und so notwendig es ist, dass der Lehrer in unablässiger Arbeit sich in seiner Wissenschaft weiter bildet: Ob ein neues, sicheres Resultat der Wissenschaft für die Schule zu verwerten ist, das zu beurteilen muss ihn sein pädagogischer Takt lehren. Denn nicht die Wissenschaft an sich giebt die Grundlage eines gesunden Schulbetriebes ab, sondern erst die nach pädagogischen Gesichtspunkten durchdachte Wissenschaft. Wie oft muss man auch hier das Wort Christi anwenden: „Ihr könnt es jetzt noch nicht tragen.“

Mit Recht hat man gesagt: „Ein Überblick über die Gesamtheit menschlichen Wissens ist für die Jugend weder erreichbar, noch notwendig, „da die Gesetze des Weltganzen in jedem Teile des Kosmos sich wiederholen.“ Also, wenn all unser Wissen Stückwerk ist, so brauchen wir Lehrer uns erst recht nicht zu grämen, weil wir unseren Schülern nur ein bescheidenes Mass von Kenntnissen aus einigen Wissenszweigen zu bieten vermögen.

Auch sehen wir das tote Wissen ja nicht als Selbstzweck an. Fichte hat einmal in einer Vorlesung vor Studenten sich also ausgesprochen: „Ich bin durchdrungen von der Über„zeugung, dass dem Reiche des alten Erbfeindes der Menschheit, dem Bösen, durch nichts „grösserer Abbruch geschieht, als durch die Ausbildung der Wissenschaft im Menschengeschlecht. „Dass ich darunter nicht verstehe: ein blosses historisches Wissen, sondern die Verwandelung „des Wissens, der Vernunft, der Weisheit in das Leben selbst, ist Ihnen bekannt.“ In diesem Fichte'schen Sinne bestreben auch wir Lehrer uns zu bethätigen in der Arbeit an den Seelen unserer Schüler. Da wir Lehrer nun aber Menschen sind, so mangelt es natürlich oft an der Ausführung. Dessen sind wir uns nur zu wohl bewusst. Deshalb bitten wir die lieben Eltern unserer Schüler um Nachsicht. Mögen Sie nicht jedes Versehen gleich zum Fehler aufbauschen; zumal manches, was auf den ersten Blick wie eine Übereilung aussehen mag, bei genauerem Zusehen und namentlich von höherer Warte aus betrachtet, sich am Ende als wohlerwogene pädagogische Massregel darstellen kann.

Dies Verlangen setzt ein Vertrauen voraus, wie Sie es zu mir ja noch nicht hegen können. Denn Vertrauen lässt sich nicht kommandieren, nicht erzwingen: es will erworben sein. Aber Vertrauen haben Sie zu meinen verehrten Herrn Amtsgenossen, die zum Teil schon ein ganzes Menschenalter ihre ganze Kraft dem Dienst an Ihren Kindern gewidmet haben. Wo Sie, verehrte Eltern, nun eine Sache haben, die Ihnen Kummer macht: auch wenn Sie der Meinung sind, dass wir uns vergriffen haben, da betreten Sie getrost immer zunächst den Weg offener Aussprache mit den Herrn Kollegen! Es kann den Eltern nicht oft genug zugerufen werden: „Ein offenes Wort findet thatsächlich eine gute Statt.“ Selbst Briefe geben leicht Anlass zu Missverständnissen. Wie oft haben mir Väter wie Mütter nach einer Unterredung gesagt: „Es ist mir doch sehr lieb gewesen, dass ich Sie aufgesucht habe!“

Denn die Grundlage, auf der die Eltern ihre Beurteilung der Handlung eines Lehrers aufbauen, bildet in der Regel der Bericht des Sohnes oder seines Kameraden. Nun heisst es doch schon bei Erwachsenen sehr mit Recht: „Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede, man soll sie billig hören beede“. Wie kann man dann von einem Kinde erwarten, dass es völlig „objektiv“ berichtet, zumal in dem Falle, wo es selber bei einer Sache nahe beteiligt ist. Und oft meint das Kind, natürlich meist mit Unrecht, durch offenes Eingestehen des Thatbestandes könne das Wohlwollen des Vaters auf lange Zeit verscherzt werden. Selbst wenn wir jede böse Absicht ausschliessen wollen; ganz objektiv zu berichten ist einfach eine Aufgabe, die die Kräfte eines noch ungefestigten Charakters weit übersteigt! Verlangen Sie nichts Unmögliches von Ihren Kindern! Deshalb noch einmal: Suchen Sie den Weg persönlicher Auseinandersetzung mit uns!

Und indem ich mich an Sie, meine Herrn Kollegen, wende, möchte ich Ihnen zunächst ein Wort herzlichen Dankes zurufen für den freundlichen Empfang, den Sie mir schon kürzlich bereitet haben. Dass er in meinem Herzen ein volles Echo gefunden hat, darf ich Sie versichern.

Es liegt im Wesen des Menschen begründet, dass der Einzelne selten mit seinem Lose ganz zufrieden ist; ein ganzer Stand ist es niemals. So bin auch ich davon überzeugt, dass sich in den Verhältnissen unseres Standes noch manches bessern muss und bessern wird. Ebenso aber habe ich mich auch davon überzeugt, dass nicht der etwas erreicht, der schmollend zur Seite steht, sondern wer frisch und fröhlich in seinem Amte Hand ans Werk legt!

Ich lasse mich gern und mit vollem Bewusstsein einen Optimisten nennen. Das Wort bedeutet ja nicht, dass man mit allem zufrieden ist, sondern dass man die feste Hoffnung hegt, es könne noch gut werden. Und wie ich Optimist bin in Bezug auf die Entwickelung unseres Standes, so erst recht in Bezug auf die Entwickelung der deutschen Jugend. Das Wort des Apostels Paulus: „Seid fröhlich in Hoffnung“ passt für ein Lehrerkollegium wie kein anderes.

„Zweierlei Vermögen bilden nach Gottfried Keller das Geheimnis der Erziehung: „Unverwischte, lebendige Jugendlichkeit, die allein die Jugend kennt und durchdringt, und die sichere Überlegenheit der Person in allen Fällen. Eines kann zur Not das andere ersetzen, so fährt er fort, wo aber beide fehlen, da ist die Jugend eine verschlossene Muschel in der Hand des Lehrers, die dieser nur durch Zertrümmerung öffnen kann. Beide Eigenschaften gehen aber nur aus einem und demselben letzten Grunde hervor: aus unbedingter Ehrlichkeit, Reinheit und Unbefangenheit des Bewusstseins“. Ich glaube in Ihrem Sinne zu handeln, meine Herrn Kollegen, wenn ich vor dieser hochansehnlichen Versammlung bekenne: Dies ist unser Ziel. Nicht, als ob wir es schon erreicht hätten; wir jagen ihm aber nach, ob wir es erreichen möchten!

Euch, meinen lieben neuen Schülern rufe ich zu: haltet Euch an die drei alten Schultugenden: seid gehorsam, aufmerksam und fleissig. Denn, wie ein alter Grieche sagt, die Zucht pflegt die Menschen auf dem rechten Wege zu erhalten; die Zuchtlosigkeit aber hat schon viele zu Grunde gerichtet! Dass dabei berechtigte jugendliche Fröhlichkeit nicht zu kurz zu kommen braucht, davon werden wir uns ja bald mit einander überzeugen.

Aber der Grundzug, der im Leben einer Schule waltet, muss ein tiefernster sein. Ihr könnt nicht durch die Welt tändeln; die Welt wird Euch rauh anpacken. Den einen früher, den anderen später.

Ganz gewiss ist unsere heutige Zeit und vor allem Deutschlands Lage eine sehr ernste. Jeder Emporstrebende wird zunächst von den Nachbaren scheel angesehen. Nun ist die Machtentwickelung Deutschlands im verflossenen halben Jahrhundert eine märchenhaft grossartige gewesen. Der Neid der Nachbaren ist deshalb nicht ausgeblieben. Leopold Ranke hat gesagt: „Durch seine Fahrten und Kriege zwischen den Nachbaren zur Entwickelung zu reifen, ist nun einmal die Bestimmung des Menschengeschlechtes.“

Liebe Schüler, die meisten von Euch wissen schon genug von der Geschichte Preussens und Deutschlands, um es zu verstehen, wenn ich sage: In drei Stufen vollzog und vollzieht sich das Emporsteigen unseres Vaterlandes.

1866 haben wir uns — nicht ohne Kampf — die grosse Stellung in Deutschland errungen.

Der französische Krieg 1870 wies die zur Ruhe, die uns die Daseinsberechtigung in Europa streitig machen wollten.

Jetzt handelt es sich drittens darum, ob unser Vaterland die ihm gebührende Stellung in der Welt einnehmen soll.

Legt Deutschland die Hände in den Schoss, dann wird es nach 100 Jahren etwa die Stellung von Belgien einnehmen. Denn die anderen Weltreiche eilen mit Riesenschritten vorwärts. Sind wir aber davon überzeugt, dass deutsche Frömmigkeit und deutsche Gesittung etwas besseres ist, als die Kultur vieler anderen Staaten, und dass der Welt ein Dienst geleistet wird, wenn wir das deutsche Wesen ausbreiten, dann muss das deutsche Volk auch mit der Möglichkeit rechnen, dass es seine Stellung in der grossen Welt noch einmal zu verteidigen hat.

Eine Hoffnung, den Krieg zu vermeiden, winkt uns allerdings noch. Wir müssen uns so stark machen, dass niemand es wagt uns anzugreifen. Um dies Ziel zu erreichen, muss ein jeder von uns alle seine Kräfte anspannen. Denn nicht nur die Schiffe (so bitter notwendig sie sind) werden in dem grossen Ringen entscheiden (es sei nun blutig oder, so hoffen wir, unblutig): sondern der Erfolg hängt davon ab, was für Männer Deutschland wird aufweisen können: Matrosen, Soldaten und — Bürger.

Denkt also nicht, liebe Schüler, dass Eure Arbeit in der Schule mit der Grossmachtstellung Deutschlands, für die Ihr ja Alle schwärmt, nichts zu thun hätte! Sorgt vielmehr dafür, dass Ihr künftig auch zu den Männern gezählt werden könnt, auf die der Kaiser sich verlassen kann! Ein jeder von Euch wird seinen Platz ausfüllen müssen, er stehe hoch oder niedrig. Und abgesehen von dem Nutzen, den Ihr dem Vaterlande stiften sollt: auch für Euer eigenes Glück ist diese Anspannung aller Kräfte nötig. Ja nur dann werdet Ihr dermaleinst vor Eurem himmlischen Vater bestehen, wenn Ihr das Euch anvertraute Pfund nicht träge vergrabt, sondern Euch Mühe gebt, dass es reichliche Zinsen trägt.

Wir besitzen eine herrliche Äusserung unseres grossen Schlachtendenkers, der vor 100 Jahren das Licht der Welt erblickt hat. Moltke, der die grossen Verhältnisse der Welt zu beurteilen verstand, wie kein anderer, er wusste in seinem demütigen Sinn den Wert der Arbeit auch des kleinsten und einfachsten unter seinen Mitbürgern wohl zu würdigen. Denn nicht auf den Erfolg kommt es an, sondern auf die Gesinnung, in der eine Arbeit gethan wird. Und insofern dürft ihr den Ausspruch des grossen Feldherrn, den ich Euch sagen will, auch auf Eure eigenen täglichen Arbeiten für die Schule beziehen. Moltke's Wort lautet:

„Welcher ganz andere Massstab als hier wird in einer künftigen Welt an unser irdisches Wirken gelegt werden! Nicht der Glanz des Erfolges, sondern die Lauterkeit des Strebens, und das treue Beharren in der Pflicht, auch da, wo das Ergebnis kaum in die äussere Erscheinung trat, wird über den Wert eines Menschenlebens entscheiden. Welche merkwürdige Umrangierung von hoch und niedrig wird bei der grossen Musterung vor sich gehen!“

Also liebe Schüler: Kopf hoch und frisch an's Werk! Und treues Beharren in der Pflicht; auch wenn der Erfolg, wie so oft im Schulleben, nicht gleich zu Tage tritt. —

Ich breche ab, meine hochverehrten Mitbürger, obwohl ich Ihnen noch viel zu sagen hätte! Nur noch eine Bitte zum Schluss: Ich soll der Nachfolger sein eines so hoch bedeutenden Mannes, wie Herr Direktor Aly war. Ich bitte nun: vergleichen Sie nicht; denn dann würde das Ergebnis von vornherein für mich allzu ungünstig ausfallen. Nehmen Sie vielmehr jeden von uns in seiner Eigenart.

Der Schwere meiner Aufgabe bin ich mir voll bewusst. Deshalb will ich Versprechungen nicht machen. Nur das eine gelobe ich: Ich will mein Amt führen, so gut ich kann! Dazu gebe der Herr mir seinen Segen! Amen.

Heinrich Schliemann und die Ausgrabungen auf Hissarlik.*)

So oft man die Lage Trojas zu bestimmen versuchte, dachte man an die Mündung des Hellespontes in das Ägäische Meer, aber man schwankte lange zwischen zwei am Mendere, dem alten Skamander, gelegenen Stellen, zwischen Hissarlik und der Höhe des Balidagh bei dem Dorfe Bunarbaschi. Eine Zeit lang schienen E. Curtius, Moltke, Heinrich Kiepert u. a., die sich unbedingt für die Höhe bei Bunarbaschi entschieden, recht behalten zu sollen, als Heinrich Schliemann durch seine Ausgrabungen auf beiden Stätten nachwies, dass die von den Griechen zerstörte sagenhafte Stadt, wenn überhaupt irgendwo, auf Hissarlik zu suchen sei.

Heinrich Schliemann wurde 1822 als Sohn eines Pfarrers in Neu-Buckow bei Altstrelitz geboren. Schon in dem Knaben entzündete die Erzählung von dem Ausbruche des Vesuvs und der Verschüttung der Städte Pompeji, Stabiä und Herkulaneum und ein Bild, welches das brennende Troja darstellte, die Begeisterung für das klassische Altertum und die Neigung, Troja auszugraben. Aber nachdem Heinrich das Gymnasium in Neu-Strelitz nur bis zur Tertia besucht hatte, ging er zur Realschule über und trat in einem Alter von vierzehn Jahren als Lehrling in ein Krämergeschäft. Später fand er in Hamburg Stellung und schiffte sich schliesslich nach Venezuela ein. Auf der Fahrt dorthin scheiterte das Schiff an der holländischen Küste. So wurde Schliemann nach Holland verschlagen. In Amsterdam fand er Unterkunft als Kontordiener und erlernte mit geradezu fabelhafter Schnelligkeit und Sicherheit fremde Sprachen, Englisch, Französisch, Holländisch, Spanisch, Italienisch, Portugiesisch, späterhin, nachdem er eine bessere Stellung gefunden hatte, auch Russisch. Kaum hatte er sich diese Sprache einigermassen angeeignet, als er (1846) im Auftrage seiner Firma als Agent nach Petersburg ging und 1847, ohne die Vertretung des Amsterdamer Hauses aufzugeben, sich selbständig machte. Er trieb vor allem Handel mit Indigo, vorübergehend auch mit Thee. Schon im Jahre 1852 gründete er eine Filiale in Moskau und dehnte sein Geschäft auf Farbehölzer und, während des Krimkrieges, auch auf Salpeter, Schwefel und Blei aus. Der Krimkrieg namentlich brachte dem kühnen Unternehmer ungeheuren Gewinn, sodass er daran denken konnte, nunmehr das Studium des Altgriechischen zu beginnen und an die Ausgrabung Trojas heranzutreten. Aber ein riesiger Prozess zwang ihn zur Fortsetzung seiner Handelsgeschäfte. Wir hören, dass er 1860 in 6 Monaten für 10 Millionen Mark Waren importierte. Wenige Jahre darauf konnte er nach günstigem Verlauf jenes Prozesses sein Geschäft liquidieren. Er besass viele Millionen.

*) Für Leser, denen die bezüglichen Originalwerke von Schliemann und Dörpfeld nicht zugänglich sind, sei bemerkt, dass die Mehrzahl der beschriebenen Gegenstände bei Schuchhardt, Schliemanns Ausgrabungen u. s. w., zweite Auflage, Leipzig 1891, abgebildet ist; einen Plan von der Akropolis der zweiten und sechsten Schicht findet man bei Luckenbach, Abbildungen zur alten Geschichte, dritte Auflage, München 1900.

Während der folgenden Jahre, 1864—69, machte Schliemann eine Reise um die Welt, besuchte Griechenland flüchtig und erwarb sich in Rostock die Doktorwürde, nachdem er in Paris eifrig archäologische Studien getrieben hatte. Am Schluss dieser Periode seines Lebens verheiratete er sich mit einer jungen Griechin, die ihm bis zu seinem Tode eine treue Gefährtin gewesen ist, aber erst 1870 konnte er mit den Ausgrabungen auf Hissarlik beginnen, die schon im Laufe der ersten Jahre ungeahnte Schätze ans Tageslicht förderten, jedoch erst nach Schliemanns Tode zu einem Abschluss gelangten. Neben diesen Ausgrabungen wurden 1874—76 die ebenso wichtigen in Mycenä betrieben, wurde Ithaka durchreist und auf sein Verhältnis zur Odyssee durchforscht, wurden endlich in Orchomenos Ausgrabungen veranstaltet. Die Gelehrten begannen mittlerweile den glücklichen Entdecker in Hissarlik aufzusuchen, wie Virchow, Jules Ferry, Burnouf, aber erst 1882 fand er seinen wichtigsten Gehilfen, Wilhelm Dörpfeld, der die Methode der Ausgrabungen begründet hatte. Abgesehen von kleineren Unternehmungen, z. B. in Marathon, legte Schliemann 1884 noch den Herrscherpalast in Tiryns bloss, neben den Erfolgen von Hissarlik und Mycenä die glänzendste Errungenschaft seiner Bestrebungen. 1889 und 1890 hatte er wieder die Freude, eine Reihe von auswärtigen Gelehrten als seine Gäste auf Hissarlik zu sehen. Alle erkannten die Bedeutung des Erreichten und vor allen Dingen die unbedingte Zuverlässigkeit des thatsächlichen Inhaltes der Schliemannschen Veröffentlichungen an.

Seinen regelmässigen Wohnsitz hatte Schliemann schon seit Jahren in Athen, wo er sich eine Villa erbaut und glänzend eingerichtet hatte. In seinem Hause waltete eine schöne, kluge Hausfrau und zwei Kinder, die heranwachsende Andromache und der etwas jüngere Agamemnon, verschönten das prachtvolle Heim des Mannes, der nun fast allgemeine Anerkennung genoss, den viele Reisende, viele Gelehrte aus aller Welt aufsuchten. Aber schon am 26. Dezember 1890 erlag der Hausherr einem Ohrenleiden. Er ruht im alten Kolonos, neben dem deutschen Archäologen Otfried Müller.

Doch die Ausgrabungen auf Hissarlik wurden 1893 auf Kosten von Frau Schliemann und 1894 auf Kosten Sr. Majestät des Kaisers und Königs wieder aufgenommen und hatten ganz neue, ganz unerwartete Erfolge, die allerdings Schliemanns Glauben, dass die zweite der auf Hissarlik ausgegrabenen Schichten das Homerische Troja sei, umstiessen, aber die Bedeutung der Ausgrabungen an jener Stelle in noch helleres Licht setzten.

Aber was haben denn die Ausgrabungen auf Hissarlik eigentlich zu Tage gefördert? Was darf nach dem jetzigen Stande unserer archäologischen Kenntnisse als gesichertes, wissenschaftlich feststehendes Resultat anerkannt werden?

Wenn es überhaupt je ein Troja gab, das die Griechen zerstörten, so hat es sicherlich am Hellespont gelegen, und zwar auf Hissarlik, denn hier findet sich eine alte Kulturstätte, wie sie sonst in der Welt überhaupt noch nie aufgefunden ist. Hier sind neun über einanderliegende Kulturschichten festgestellt worden, die von uralten, kaum schätzbaren Zeiten bis in die spätere römische Kaiserzeit reichen und in ihrer Gesamtheit eine Kulturentwicklung von Jahrtausenden darstellen.

Allerdings sind diese Kulturschichten von sehr verschiedenem Werte. Die erste, unterste ist in verhältnismässig geringem Umfange blossgelegt und kann auch nicht weiter blossgelegt werden, weil dadurch die höheren, weit wichtigeren Schichten zerstört würden. Die zweite Schicht ist ausserordentlich wertvoll. Schliemann hielt sie für das Homerische Troja, und gerade dieser Gedanke beglückte ihn in hohem Grade. War es doch das Haupt-

motiv seines ganzen Lebens, die Reste gerade dieser Stadt aus dem Schutt der Jahrtausende hervorzuholen. Aber nach den Campagnen von 1893 und 1894 kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, dass die Burg der zweiten Schicht viel älter ist als die zerstörte Stadt, von der das griechische Epos berichtet. Die drei folgenden Schichten, die dritte, vierte und fünfte, sind Ansiedelungen von geringerer Bedeutung aus vormycenischer Zeit. Erst die sechste Schicht führt uns in die mycenische Periode, welche der sogenannten dorischen Wanderung unmittelbar voranging, in diejenige Periode, in die nach der jetzt herrschenden Annahme Troja und die Zerstörung Trojas durch die Argiver fällt. Die siebente und achte Schicht stammen bereits aus historischer Zeit und boten wenig Neues. Die neunte Schicht dagegen, deren Bedeutung, wie die der sechsten, erst von Dörpfeld erkannt wurde, enthält die Reste der wahrscheinlich unter Augustus angelegten Baulichkeiten.

Wir haben uns also besonders mit der zweiten, sechsten und neunten Schicht zu beschäftigen, und zwar sind es hauptsächlich Reste von Gebäuden und Befestigungen, ferner Waffen, Schmuckgegenstände und Werkzeuge, endlich Thongefässe, die unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Die älteste Ansiedelung auf Hissarlik wurde blossgelegt durch den grossen Graben, der von Schliemann in einer durchschnittlichen Breite von 15 m bis auf den gewachsenen Felsen etwa 16 m tief hinabgeführt wurde; ferner durch die von Dörpfeld 1893 vorgenommenen Ausgrabungen.

Schliemann fand unmittelbar über dem gewachsenen Felsen Reste von mehreren, annähernd parallelen Mauern, von denen die äussersten wegen ihrer grösseren Stärke und geböschten Aussenseite als Befestigungen erschienen. Etwa 2 $^1/_2$ m stark, sind sie aus unbehauenen Kalksteinen, welche Lehm verbindet, aufgeführt, nach aussen aber mit grösseren Kalkblöcken bekleidet. Sie sind etwa 46 m von einander entfernt. Nördlich von der Südmauer, von dieser etwa 8 m entfernt, liegt eine dritte, ebenso konstruierte, welche für den Rest eines älteren, engeren Mauerringes gehalten wird. Zwischen diesen vermutlichen Befestigungen finden sich andere Mauern von 0.60—0.90 m Stärke, aus kleinen, durch Lehm verbundenen Steinen hergestellt, wohl von Gebäuden herrührend. Diese Mauern sind zum Teil noch mit Lehmputz überzogen. Gebrannte oder ungebrannte Ziegel sind in diesem Stratum nicht nachgewiesen. Dann wurde 1890 die erste Quermauer in dieser Schicht entdeckt, und endlich wurden 1893 durch Dörpfeld nördlich von der nördlichen Festungsmauer, zum Teil am Abhange des Berges, mehrere dünnere Mauern aufgefunden, die beweisen, dass diese älteste Ansiedlung sich nördlich bis zur Nordfront der zweiten Burg ausdehnte, also eine Breite von annähernd 100 m hatte.

An Metall wurden in dieser Schicht nur einige kupferne Messerklingen, ein dicker Ring und mehrere Dutzend nadelartiger Gegenstände gefunden.

Eine der besser erhaltenen kupfernen Messerklingen ist etwa 13—14 cm lang, etwa $2^1/_2$ cm breit und hat am oberen, stark zugespitzten Ende drei Löcher, die wohl zur Befestigung am Griffe dienten. Die ziemlich breite und starke Klinge ist leicht gekrümmt.

Die gegossenen, 7—12 cm langen Nadeln haben runde, zum Teil spiralförmige Köpfe, die manchmal durchbohrt sind. Sie wurden wohl als Haarnadeln benutzt, wie die in Mycenä oder sonst aufgefundenen, oder auch als Spindeln, wenigstens möglicherweise die mit durchbohrten Köpfen.

Von Eisen findet sich keine Spur, kaum etwas Gold, Silber und Blei. Mehr Knochengegenstände sind vorhanden, die meisten jedoch sind aus Stein hergestellt, aus Nephrit, Jadeit,

Diorit, Serpentin, Hämatit, Porphyr oder Basalt. Aus Stein wurden besonders Werkzeuge hergestellt, so fünf Äxte aus Diorit, drei Äxte oder Meissel aus Nephrit. Die Steinäxte sind teilweise etwa 12—14 cm lang, 4 cm dick, haben ein abgekantetes und ein flaches Ende und ein kreisrundes Loch zum Hineinstecken des Griffes. Die ziemlich regelmässigen Oberflächen sind sorgfältig geglättet. Den Nephrit konnten die Bewohner dieser uralten Niederlassung nur aus Zentralasien erhalten, hatten also wenigstens indirekte Handelsverbindungen dorthin. Aus grünem Nephrit sind mehrere Meissel angefertigt, die zwei scharfkantige Seiten haben. Die Messer haben eine oder zwei Schneiden mit Zähnen, ähneln also unsern Sägen. Die Messer mit nur einer Schneide waren auf der zweiten Langseite in einen Holzgriff eingelassen, die zweischneidigen, mit Spitze und einer verstärkenden Mittelrippe ausgestatteten mit der Schmalseite. Die Befestigung erfolgte durch Pech, von dem sich an einigen Exemplaren noch Reste vorfinden. Dann finden wir Schleifsteine aus hartem Schiefer, Poliersteine, ferner kugelförmige Gegenstände aus Basalt, Granit, Porphyr, die möglicherweise zum Zerquetschen des Getreides dienten, wie mit steinernen Gegenständen in Form einer Eihälfte dasselbe zerrieben sein mag.

Aus Knochen wurden Nadeln und Pfriemen gearbeitet. Die merkwürdigsten Geräte aber dieser ältesten Schicht sind aus gebranntem Thon hergestellt, Gefässe und sogenannte thönerne Spinnwirtel. Die Spinnwirtel, nicht nur in dieser Schicht massenweise gefunden, sind ziemlich starke Scheiben aus gebranntem Thon von 4—6 cm Durchmesser, teils mit erhabenem Zentrum, das ein flacherer Rand umgiebt. Ihr Mittelpunkt ist durchbohrt. Meist sind sie mit Verzierungen versehen, die sich auf dem Rande befinden. Diese Gegenstände wurden am unteren Ende der Spindel befestigt, um diese zu beschweren und ihre Drehung zu erleichtern, hielten die einzelnen Fäden der senkrecht fallenden Kette am Webstuhl straff, oder sie wurden, zu Ketten gereiht, als Schmuck am Halse getragen, ein Ersatz edlerer Steine und Stoffe für die Menge.

Die Thongefässe dieser ältesten Niederlassung, welche dem praktischen Gebrauche dienten, sind monochrom, überwiegend glänzend schwarz; seltener finden sich braune, rote oder gelbe Scherben.

Der grobe Thon wurde mangelhaft geschlämmt und dann ohne Töpferscheibe zu dickwandigen Gefässen schwerfälliger Form verarbeitet. Dann wurden diese mit einer Mischung aus geschmolzenem Fichtenharz und ein wenig Öl dünn überzogen und ungleichmässig gebrannt. Beim Brande verkohlte die Harzschicht und gab die schwarze Farbe, deren Glanz durch Polieren mit einem glatten Steine hervorgerufen wurde.

Die meisten dieser Gefässe haben die Form eines grösseren oder kleineren Abschnittes der Kugel mit engerer oder weiterer Öffnung. An den Gefässkörper setzen sich meist je zwei Vorsprünge an, die wagerecht oder senkrecht von einer oder zwei Röhren durchbrochen sind. Durch diese Röhren wurden Schnüre gezogen. Ausser diesen bauchigen Töpfen finden sich auch flache Schalen. Bei einer Gattung von ihnen hat sich die durch jene Röhren gezogene Schnur zu einem Thonhenkel entwickelt, der rund über das Gefäss läuft. Die Schale ruht auf einem als Fuss dienenden stumpfen Kegel, der sich nach unten stark erweitert und hohl ist. Ein gut erhaltenes Exemplar hat am oberen Schalenrande etwa 16 cm Durchmesser, ohne Henkel 12 und mit Henkel 18 cm Höhe. Es ist sehr plump, grobwandig, schlecht gebrannt, schwarz, ohne Ornamente. Diese Form, die in höheren Schichten nicht mehr vorkommt, scheint damals sehr beliebt gewesen zu sein, denn es sind sehr viele Bruchstücke derartiger Gefässe gefunden. Von einer Art schwerer, fussloser, dickwandiger Schalen mit zwei

Vorsprüngen sind 15 Exemplare aufgefunden. Einige Gefässe aus dieser Schicht ruhen auf drei Füssen; vielleicht wurden sie aufs Feuer gesetzt.

Die verhältnismässig seltenen, einfachen, teilweise ungeschickten Ornamente wurden vor dem Brande in den weichen Thon eingeritzt und die Furchen nach dem Brande mit Kreide ausgefüllt, so dass sie sich kräftig von dem schwarzen Grunde abhoben. Sie begegnen fast nur auf dem inneren Rande der Schalen. Da finden wir parallele Linienpaare, Fischgrätenornamente, Zickzack- oder Wellenlinien, viereckig angeordnete Liniensysteme, punktierte Felder u. s. w., endlich auf einigen Scherben den primitiven Versuch, ein menschliches Gesicht wiederzugeben.

Es erscheint auf den ersten Blick auffällig, dass in dieser ersten Schicht überhaupt keine Schwerter aufgefunden sind. Aber auch sonst fehlen solche in den älteren Akropolen; nur in den Schachtgräbern von Mycenä sind einige gefunden. Daher ist es durchaus nicht unmöglich, dass die Bewohner jener alten Niederlassung nur mit Äxten und Bogen kämpften.

Die Schuttschicht über der ersten Stadt hat eine Höhe von $2^1/_2$ m; über dieser hat sich eine Humusschicht von etwa 50 cm durchschnittlicher Mächtigkeit gebildet, ein Beweis, dass nach dem Untergang der ersten Ansiedelung die verlassene Stätte sehr lange Zeit unbebaut lag, bevor sie zum zweitenmal besiedelt wurde. Die neuen Ansiedler ebneten und erweiterten zunächst die Oberfläche des Berges, indem sie mächtige Erdmassen aufschütteten. So lag denn die ebene Bodenfläche der zweiten Stadt $3^1/_2$—6 m über der der ersten.

Diese zweite Ansiedlung auf Hissarlik wurde mehrfach für das Homerische Troja gehalten, bis Dörpfeld schon nach den Ausgrabungen von 1893 in seinem Buche 'Troja 1893' nachwies, dass Schliemanns sechste Schicht, die sogenannte lydische, der man bis dahin keine grössere Bedeutung beigemessen hatte, eine weit höhere Berechtigung besitze, als Priams hohe Feste angesehen zu werden. Denn diese sechste Schicht gehört, wie die neueren Ausgrabungen zeigen, der mycenischen Kulturperiode an, während die zweite weit älter ist. Wenn man die mycenische Zeit etwa 1500—1000 vor unserer Zeitrechnung ansetzt und auf die zwischen der sechsten und zweiten liegenden Ansiedlungen zusammen etwa 500 Jahre rechnet, was nicht zu hoch gegriffen erscheint, so fällt die zweite Schicht vor 2000 vor Chr. Geb., möglicherweise 2500—2000.

Die noch erhaltenen Baureste dieser Burg gestatten uns einige Schlüsse auf ihre Schicksale. Wir erkennen drei verschiedene Bauperioden, drei Stadtmauern und verschiedene Häuserfundamente, die in gewaltigen Bränden ihren Untergang fanden, und wir schliessen auf dreimalige Zerstörung. Diese Brände waren es auch, die Schliemann veranlassten, die zweite Ansiedlung als die von den Griechen zerstörte Stadt zu betrachten.

Die drei Stadtmauern, welche, im Westen, Süden und Osten nachgewiesen, meist ganz deutlich voneinander geschieden werden können, da sie sich schneiden oder hintereinander liegen, sind nach gleicher Methode erbaut.

Die eigentliche Mauer ruht auf einem gewaltigen steinernen Unterbau, der sich seinerseits in wechselnder Höhe an den Abhang des Burghügels anlehnt. Er ist in einem Winkel von 45° geböscht, da er aus nicht grossen, unbearbeiteten, horizontal geschichteten Kalksteinen von höchstens 45×25 cm Fläche besteht, die mit Lehmmörtel verbunden waren. Die Stärke dieses Unterbaues beträgt bei der ältesten, inneren Mauer 2.70 m, bei den beiden jüngeren bis 4 m. Auf diesem Unterbau erhob sich senkrecht die Stadtmauer selbst. Sie war 4 m dick und steht auf dem äussersten Zuge des Unterbaues zum Teil noch $2^1/_2$ m

hoch, dürfte aber wesentlich höher gewesen sein, wie man aus ihrer Stärke zu schliessen berechtigt ist. Dass sie aber überall auf dem Unterbau vorhanden war, bezeugt der in Massen überall aufgefundene Lehmziegelschutt. Dieser Teil der Mauer nämlich war aus ungebrannten Lehmziegeln errichtet, ebenso wie in Tiryns und Mycenä. Die Ziegel hatten 9 cm Höhe, 23 cm Breite und 45 cm Länge. Der Lehm war nicht geschlämmt, denn er enthält viele Muscheln und kleinere Scherben, dagegen war er mit Stroh vermischt, um den Zusammenhalt zu erhöhen. Die Ziegel wurden an der Sonne getrocknet. Als Mörtel wurde ein hellerer, besserer, also vermutlich geschlämmter Lehm benutzt, der 1 bis 1 $^1/_2$ cm stark in Lager- und Stossfugen aufgetragen wurde. Der Zusammenhalt der Mauer wurde erhöht durch mehrfach eingelegte starke Balken mit einer Querschnittfläche von etwa 30 $\times$ 30 cm. Diese Balken ermöglichten den Brand der Mauer. Noch jetzt sind die Kanäle, in denen sie ruhten, zum Teil erhalten. Unmittelbar an ihnen ist der Lehm durch die Glut hell gebrannt, dann folgt ein vom Qualm geschwärzter Gürtel, dann dunkelrote Ziegel, deren Färbung immer heller wird, je weiter sie von dem verbrannten Balken entfernt lagen. Aussen und innen waren die Stadtmauern mit einer feinen Thonschicht verputzt.

Eine so konstruierte Mauer umgab, nach einem wohl überlegten Plane angelegt, im Vieleck die Ränder des zum Teil, besonders im Süden durch Anschüttung erweiterten Burghügels schon in der ersten Bauperiode. Aus dem Mauerzuge, besonders an den Bruchpunkten des Polygons, sprangen 3 m breite Türme um 2 m vor. Sie gaben dem Verteidiger die Möglichkeit, den Angreifer von der Seite zu fassen. Solcher vorspringenden Türme sind jetzt noch 2 in einer Entfernung von etwa 10 $^1/_2$ m von einander nachweisbar, ein dritter scheint in dem Schliemannschen Graben verschwunden zu sein. Viel wichtiger als die vorspringenden Türme sind die drei bisher nachgewiesenen Thore der ältesten Ringmauer dieser Schicht. Ein im Süden gelegenes hatte Schliemann schon bei der ersten Ausgrabung gefunden und gewürdigt, ein zweites mit einer kleineren Ausfallspforte daneben erst später im Südwesten festgestellt. Einen dritten Thorturm, der anscheinend an der Nordwestecke des ältesten Mauerkranzes lag, hat endlich Dörpfeld 1893 ausgegraben.

Die drei ältesten Thore unterscheiden sich wesentlich von denen der späteren Bauperioden. Aus Rohziegeln erbaut, ruhten sie auf steinernen Unterbauten. Das Südthor, vermutlich der Hauptaufgang von der Unterstadt zur Burg, sprang — die Verstärkungen der späteren Bauperioden eingerechnet — an einem Bruchpunkte der Umfassungsmauer turmartig 18 m weit vor und war selbst 18 m breit, im ganzen aber mehr als 20 m tief. Durch seine ganze Länge zog sich ein 3$^1/_2$ m breiter, mit Lehmfussboden versehener Gang, der auf 40 m Länge um 4 m stieg. Die hohen Wände dieses Thorweges waren, damit sie dem Druck der Lehm- und Holzmassen widerstehen könnten, unten aus grösseren Steinen hergestellt als oben, die durch Lehmmörtel mit einander verbunden waren. Aber diese Vorsichtsmassregel genügte dem Erbauer nicht oder erwies sich später als unzureichend. Denn, wie man aus Eindrücken, die bei der Ausgrabung noch verkohlte Holzreste enthielten, schliessen darf, wurden vor die Seitenwände in Abständen von 2 oder 2 $^1/_2$ m mächtige Holzpfosten gestellt, ja, an einer Stelle des Ganges, rechts vom Eintretenden, in Abständen von nur 60 cm und die Zwischenräume zwischen den Pfosten an dieser Stelle mit Bruchsteinen vermauert. Möglicherweise ist dieser Teil einmal eingestürzt oder drohte einzustürzen.

Die Pfosten, welche die Wände des Thorweges stützten, mussten, um ihren Zweck zu erfüllen, oben durch Sperrhölzer auseinander gehalten werden, welche ihrerseits ein flaches

Dach trugen, auf dem Verteidiger Platz fanden. Am Boden des Thorweges, welcher während der zweiten Bauperiode dieser Ansiedlung zugeschüttet wurde, fand man auffallend grosse Mengen von verkohlten Sparren und von Lehmschutt, Reste der verbrannten Pfosten und Sperrhölzer und des Daches. Die Wände des Thorweges waren mit Lehm verputzt. Weiter nach innen trat an Stelle der Balkenkonstruktion eine starke Böschung. Zuletzt bog der Weg rechtsum, und nach links führte eine Rampe vermutlich zum ältesten Palaste. Von ihm sind nur undeutliche Fundamentreste gefunden.

Wie die äussere Mündung dieses Thorweges ursprünglich beschaffen war, wissen wir nicht, denn während der zweiten Bauperiode schon wurde sie beseitigt und der Thorturm beiderseits verstärkt und nach vorn verlängert.

Die Aussenwände des mächtigen Eingangsturmes mit dem schmalen, langen Thorweg waren, wie die der Türme überhaupt, weniger geböscht als die Unterbauten der Lehmmauern, dagegen durch hölzerne Balken verstärkt, wie man an einzelnen Stellen erkennt. Hier konnte der Angriff des Belagerers einsetzen, und einem gewaltigen Brande ist auch dieser Thorturm zum Opfer gefallen.

Der weiter nach Westen gelegene Thorturm des ältesten Mauerkranzes aus der zweiten Schicht war ebenso konstruiert, wie der eben beschriebene, aber er ist nicht in gleicher Weise vollständig erhalten. Erst die Ausgrabung von 1893 hat die bedeutende Grösse auch dieses Thores nachgewiesen. Auf dem Lehmfussboden des Thorweges fanden sich auch hier unwiderlegliche Beweise einer ungeheuren Feuersbrunst.

Etwas nördlich vom zweiten Thore fand sich in der Mauer eine kleine Ausfallspforte, die wohl bestimmt war, einen Teil der Verteidiger den Angreifern, die das Hauptthor bestürmen würden, in den Rücken zu führen.

Auch der erst 1893 zum grösseren Teile blossgelegte, 12 m breite Turm im Nordwesten, von dem bis dahin nur eine Ecke bekannt gewesen war, hatte eine Pforte. Eine nach hinten verengerte Thüröffnung, die am hinteren Ende eine hölzerne Umrahmung hatte, führt zu einem nicht ganz regelmässig geformten Raume, der 8 m unter dem Niveau der inneren Burg lag und mit dieser wohl durch eine Treppe verbunden war.

Dieses sind die wichtigeren Baureste aus der ersten Bauperiode der zweiten Schicht. Was sonst noch in diese Periode zu gehören scheint, ist nur teilweise in seiner Bedeutung völlig klar. Sicherlich befinden sich darunter Reste von Wohngebäuden.

Auch von den Bauwerken aus der zweiten Bauperiode der zweiten Ansiedlung sind die Befestigungsanlagen bei weitem am wichtigsten und klarsten erkennbar. Die Befestigungen der Südfront waren etwas weiter nach aussen, d. h. nach Süden vorgeschoben, nachdem die älteren durch einen Brand zerstört waren. Der Charakter der Befestigungen bleibt in der Hauptsache unverändert, besonders des Unterbaues, der im wesentlichen erhalten ist. Die Türme sind weiter voneinander entfernt, nämlich etwa 20 m. Die Burgthore blieben, wie es scheint, anfangs ebenfalls unverändert, nur wurden sie, wie am Südthor deutlich sichtbar ist, durch Verbreiterung der Mauern und Verlängerung nach vorn verstärkt. Später dagegen wurden die älteren Thore beseitigt und etwas östlich von jedem ein neues errichtet.

Diese neuen Thore aus der zweiten Bauperiode zeigen im Grundriss bereits die Form, die bis in die spätesten Zeiten des Altertums für Thorbauten typisch blieb. Es war, wie es scheint, eine neue Ära für die alte Stadt angebrochen. Die engen, dunklen Thorwege der früheren Zeit genügten den gesteigerten Ansprüchen nicht mehr, sie mussten durch

breitere ersetzt werden. Während in den früheren Zeiten der Weg sich in den alten Thoren durch einen engen, bedeckten, ziemlich langen und dunkeln Gang zum Niveau der inneren Burg hinaufzog, führte neuerdings eine breite, offene Rampe zur Höhe der Mauersubstruktionen empor. Eine solche Rampe ist vor dem Südwestthore in ihrer wesentlichen Gestaltung erhalten und schon von Schliemann ausgegraben. Sie steigt in einem Winkel von 20° aufwärts, also ziemlich steil. Ihr seitwärts wenig geböschter Kern ist aus grob behauenen Kalkbruchsteinen hergestellt und mit grösseren Kalkplatten gepflastert. Den vor der Mauer befindlichen Graben rechtwinklig schneidend, steigt sie auf einer Strecke von noch nicht ganz 20 m um 4.37 m, von 17.64 auf 22.01 Höhe über der Ebene nördlich des Hügels. Das Thor selbst war ursprünglich ziemlich einfach. Seine Seitenmauern waren am vorderen Ende durch starke Flankierungstürme geschützt, und der Abschluss am inneren Ende wurde durch zwei viereckige, nach innen gerichtete Vorsprünge gebildet, an denen Thorflügel befestigt waren. Der Thoreingang hatte eine Tiefe von 4 m, eine Breite von etwas über 5 m, für unsere Anschauungen ein immer noch nicht sehr breiter Zugang zu einer Burg. Eine künstliche Flankierung, wie wir sie in Mycenä beobachten, die den Angreifer zwingt, eine längere Strecke unmittelbar an der Burgmauer hinzuziehen und dem Verteidiger die rechte, vom Schilde nicht geschützte Seite zuzukehren, finden wir hier nicht. Dieser Umstand mag zu einer Erweiterung des Thorbaues geführt haben. Seine Seitenmauern wurden nach hinten bedeutend verlängert, um etwa 9 m. In der Mitte dieser inneren, etwa 1 m starken Verlängerungsmauern wurde ein zweiter, dem schon vorhandenen ähnlicher Thorverschluss angebracht. Die Stirnflächen der inneren Verlängerungen waren durch hölzerne Pfeiler verstärkt, wie die noch vorhandenen, gut bearbeiteten Basensteine für jene hölzernen Pfeiler beweisen. Ferner aber beweisen die Holzverstärkungen, dass das erweiterte Thor ein Dach trug. Ein ganz ähnliches Thorgebäude finden wir weiter östlich. Aber dieses scheint von vornherein mit doppeltem Verschluss, zwei Flankierungstürmen am vorderen Ende und antenartig gebildeten Hinterenden der Längswände angelegt zu sein. Es ist grösser als das erste, seine innere Breite betrug anfangs 7.50 m, die Stärke der Mauern 2—2.50. Später wurde der Thorweg durch Einbauten verengert und der vordere Ausgang durch neue Mauern verstärkt. Zu diesem Thorwege, welcher die Unterstadt mit der Burg verband, führte ein treppenartiger Aufgang. Weniger bedeutend war die im Westen befindliche schmale Pforte, am wichtigsten das eben beschriebene Südostthor. Viel wichtiger als die erste und zweite Bauperiode ist die dritte, die ausser starken Festungsmauern, der bekannten Bauart und den neuartig angelegten Thoren und Thorgebäuden auch bedeutendere Reste von Wohnhäusern im Inneren der Burg aufweist, Reste, die in ihrer Anlage unverkennbar den griechischen Tempeln der historischen Zeit ähneln und aus diesem Grunde bis 1893 in die mycenische Periode verlegt wurden.

Die Befestigungen wurden in der dritten Bauperiode ebenso angelegt, wie in der ersten und zweiten, ja der steinerne Unterbau aus der zweiten Bauperiode wurde an den meisten Stellen wieder benutzt. Nur im Süden und im Osten wurde die Befestigung ein wenig vorgeschoben, die Burg also etwas erweitert. Dagegen scheint der Oberbau aus Luftziegeln, während der dritten Bauperiode anfänglich aus einer weniger starken Mauer bestanden zu haben, welche nach innen gerichtete Strebepfeiler von 1.40 m Breite und 1.60 m Tiefe verstärkten. Anscheinend wurden die Lücken zwischen der Mauer und den Strebepfeilern erst später mit ungebrannten Lehmziegeln ausgemauert, wenigstens im Südwesten, Westen

und Nordwesten, wo die Höhe des Unterbaues einen unmittelbaren Angriff ausschloss, während die Lehmmauer im Südosten, wo sie einen steinernen Unterbau von höchstens 1 m Höhe hatte, gleich 4 m stark angelegt und ausserdem durch vorspringende Türme geschützt wurde.

Die Thorbauten aus der zweiten Bauperiode wurden auch weiter benutzt. Durch das im Südosten gelegene Thorgebäude gelangte man zunächst auf einen äusseren Hof, von dem aus man durch einen zweiten, kleineren Thorbau den inneren Burghof erreichte.

Der erste Burghof hat vom äusseren bis zum inneren Thorgebäude eine Tiefe von 15 m. Das innere Thorgebäude, welches schräg über dem verschütteten, ältesten Südthorwege der zweiten Bauperiode lag, stand dem äusseren fast gerade gegenüber. Es war kleiner als die äusseren Thore und hatte nur einen Verschluss, dessen Schwelle ein 2.65 m langer, 1.20 m breiter, nach Südosten mit einem Absatz versehener Kalkblock bildete An den vier Enden der Längswände sind noch die Basensteine der ursprünglich vorhandenen hölzernen Parastadenverkleidung aufgefunden worden. Die innere Breite dieses Thorweges betrug 3.13 m. Von ihm aus nach Ostnordost erstreckt sich eine Mauer, die den äusseren von dem inneren Burghofe trennte. Nach dem inneren Hofe hin schliessen sich an diese Mauer im rechten Winkel zwei Vorsprünge, die mit ihr selbst und dem Thorbau zwei nach dem inneren Hofe offene Hallen gebildet zu haben scheinen. Den Boden dieser Räume bedeckt ebenso, wie den des Thorweges, selbst über der Kalkschwelle, ein Lehmestrich, während der innere Burghof mit einer Kiesschüttung versehen war. An diesem, dem Thorbau in einer Entfernung von kaum 10 m gegenüber, liegen die Reste der wichtigsten Gebäude aus dieser Bauperiode.

Das Fundament des grössten von ihnen ist aus Kalksteinen hergestellt und reicht $2^1/_2$ m tief. Es ist mit Sandsteinplatten abgedeckt, die wahrscheinlich den Zweck hatten, die Feuchtigkeit von der auf ihnen ruhenden, 1.45 m starken Lehmziegelmauer abzuhalten. Diese selbst erhielt grössere Festigkeit durch Balkenlagen, die unmittelbar über der Sandsteinbabdeckung und dann in jeder vierten Ziegelschicht an den beiden Seiten der Mauer entlang liefen, von vier zu vier Meter aber durch Querbalken verbunden waren. Die Lehmziegel waren 12 cm hoch, 67 lang und 45 breit. Zwei von ihnen erreichten, wenn sie mit der Schmalseite aneinander gelegt wurden, die Breite der Mauer, drei, wenn sie mit der Längsseite aneinander gelegt wurden. So liess sich durch verschiedene Fugenlagen leicht ein verhältnismässig fester Mauerschluss herstellen. Den Putz dieser Mauer bildete eine 2 cm starke Lehmschicht und ein ganz dünner Thonüberzug, aber von Wandverzierungen hat sich keine Spur gefunden. Die antenartig nach vorn und hinten vorspringenden Stirnflächen der Längswände waren durch 6 vierkantig bearbeitete Balken abgeschlossen, die auf sorgfältig gearbeiteten Basensteinen ruhten.

Diese Parastaden waren 10 m von einander entfernt. Bezüglich der Länge des Gebäudes sind wir auf Vermutungen angewiesen, da der grosse Graben Schliemanns die eine Längswand fast ganz, von der anderen den hinteren Abschluss und die hintere Querwand ganz weggeschnitten hat. Die vordere Querwand dagegen ist erhalten. Sie trennte eine nach vorn (Südosten) offene Halle von 10 m Länge und Breite von einem dahinter liegenden geschlossenen Raume, der mit der Vorhalle durch eine breite Thür verbunden war. Wie tief der geschlossene Raum gewesen sein mag, kann man nur vermuten. Wie schon gesagt, sind die Wände von 4 zu 4 m durch Querlagen von Holzbalken verstärkt. Nach dem fünften Querbalken, der in der einen Längswand erhalten ist, ist dieser Raum noch nicht abgeschlossen, hatte also noch mindestens 4 m Tiefe mehr, d. h. mindestens 20 m, und ein

runder Lehmaltar von 4 m Durchmesser, dessen Reste aufgefunden sind, hätte gerade in der Mitte des geschlossenen Raumes gelegen, wenn dieser, bei 10 m Breite, 20 m lang gewesen wäre. Von Säulen, die zwischen den Anten oder an dem runden Altare gestanden und das Dach getragen haben könnten, hat sich keine Spur erhalten. Manche Forscher meinen, dass dieselben verbrannt seien, da die Spannweite von 10 m für einen einzigen Deckbalken zu gross erscheine, besonders da man als Bedachung eine horizontale Decke aus Balken, Bohlen und einer starken Lage von Thon annehmen muss. Denn von Dachziegeln findet sich keine Spur. Aber wunderbar ist es doch, dass nicht wenigstens eine der vorauszusetzenden steinernen Säulenbasen gefunden ist. Im Inneren des Gebäudes hat man über dem Estrich eine 30 cm hohe Thonlage gefunden, in der sich verkohlte Balken und einige wohlerhaltene Stücke Holz befanden. Das sind die Reste des Daches.

Fast gerade östlich von diesem grössten aller in der zweiten Schicht nachweisbaren Gebäude finden sich die Ruinen eines kleineren, ganz gleichartig angelegten, das jenem parallel liegt. Seine Fundamente reichen nur 50 cm tief, seine Wände sind nur 1.25 m stark und haben nur in jeder sechsten Lehmziegelschicht Längsbalken, dagegen häufigere Querbalken. Es ist 4.55 m breit, seine Vorhalle 6,10 m tief. Die rechte Ante ist erhalten. Aus der Vorhalle führte eine 2 m breite Thür in einen geschlossenen Raum von 7.33 m Tiefe, und aus diesem eine kleinere Thür, die in der linken Hälfte der Hinterquerwand lag, in einen zweiten geschlossenen Raum von 8.95 m Tiefe. Die hintere Abschlusswand dieses Gebäudes ist in Resten erhalten. Die Thüren hatten Bohlenleibungen.

Diesem kleineren Gebäude entsprach höchst wahrscheinlich als Gegenstück ein ebenso grosses, fast gerade westlich vom Hauptbau gelegenes, dessen Reste 1882 aufgefunden sind. So unbedeutend diese Ruine ist, sie belehrt uns doch, dass auch die Rückseiten dieser drei Gebäude antenartig gestaltete Vorsprünge der Längsmauern hatten, die eine Art flacher Hinterhalle bildeten, und bestätigt die über die Länge des Hauptgebäudes aufgestellte Vermutung.

Wir haben also drei Gebäude nebeneinander, in der Mitte das grösste, welches beiderseits von einem kleineren, dem Mittelbau gleichartig gestalteten Hause flankiert wurde.

Welchem Zwecke dienten diese Gebäude? Anfangs hielt man das mittelste für einen Tempel, weil es im wesentlichen den Grundriss des griechischen Antentempels hat. Aber als das östliche der beiden kleineren Gebäude entdeckt war und in ähnlichen mycenischen und Tirynther Bauten Paläste erkannt waren, konnte man sich der Überzeugung nicht mehr verschliessen, dass auch diese Bauwerke Paläste, im Homerischen Sinne Megara seien. Diese Ansicht ist wohl allgemein als richtig anerkannt, nachdem die geringen Reste des zweiten kleineren Gebäudes zum Vorschein gekommen waren.

Ausser diesen Überresten sind noch andere aufgefunden, die der dritten Bauperiode der zweiten Schicht angehören, aber die Deutung derselben ist noch unsicher. Wenn wir in den drei besprochenen Gebäuden Paläste erkennen, dürfen wir in den übrigen Mauerresten Ruinen der Wirtschaftsgebäude u. s. w. sehen. Denn dass auf der Burg sich nur der Palast des Anakten, die Wohnungen seiner Angehörigen und andere dazu gehörige Gebäude befanden, scheint die geringe Grösse der Oberfläche zu bestätigen. Aber unterhalb der Burg dürfen wir eine Stadt voraussetzen.

In der zweiten Schicht wurden Einzelgegenstände besonders aus Metall, aus Kupfer, Gold und Silber gefunden, ferner Thonware, auch Steinwerkzeuge u. s. w., dagegen weniger Gegenstände aus anderen Stoffen, wie Elfenbein u. dgl.

Die meisten der ausgegrabenen Goldgegenstände gehören zu dem grossen Schatze, den Schliemann im Mai 1873 auffand und mit Hilfe seiner Frau unter Lebensgefahr barg, der häufig als „Schatz des Priamos“ bezeichnet wurde. Die einzelnen Stücke dieses Schatzes sind in einem sehr altertümlichen Stile gearbeitet und gehören sicher der zweiten Schicht an, während andere Funde, die an anderen Stellen gemacht und mehrfach ebenfalls der zweiten Schicht zugeschrieben wurden, ihrem Stil nach in jüngere Schichten und Zeiten gesetzt werden müssen.

Waffen sind aus Kupfer mit sehr geringem Zinnzusatz (etwa 4 %) hergestellt. Es finden sich besonders Lanzenspitzen und Streitäxte. Die Lanzenspitzen mögen etwa 30 bis 35 cm lang gewesen sein. Sie verbreitern sich nach unten, weisen teilweise noch jetzt eine Mittelrippe auf, die zur Verstärkung diente und waren mittels einer Zunge, die eine Öffnung zur Aufnahme des Nietstiftes hatte, in den Schaft eingelassen. Die Streitäxte, etwa 25 cm lang, hatten im allgemeinen die meisselförmige Gestalt der Streitäxte aus der Steinzeit, nur sind sie etwas schlanker. Kleine, kaum 2—3 cm lange Pfeilspitzen in Form eines geschärften Stiftes mit verhältnismässig langer Zunge zum Einlassen in den Schaft, eine darunter mit Widerhaken, sind mehrfach gefunden. Eine kupferne Messerklinge, etwa 10 cm lang, ist an der Spitze volutenartig umgebogen. Dolche, auch gezahnte, sind in grosser Anzahl ausgegraben. Ein silbernes Exemplar 15—16 cm lang, hat eine breite Klinge, die mittels einer drahtförmigen, umgebogenen Fortsetzung am Griffe befestigt war. Diese Gegenstände wurden wohl an Ort und Stelle gegossen, wie mehrfach aufgefundene Gussformen aus Glimmerschiefer beweisen. Von einem Schwerte jedoch hat sich auch in der zweiten Schicht keine Spur gefunden, und nur zwei formlose Stücke Eisen, ein Beweis, dass es damals noch Luxusmetall war.

Von Gegenständen für den praktischen Gebrauch enthielt der sogen. Schatz silberne und kupferne Vasen und Schalen, mehrere goldene und einen Elektronbecher und Silberbarren. Es sind zwei grosse kupferne Schalen vorhanden, von denen die eine, genau wie die Opferschalen der historischen Zeit, in der Mitte einen Buckel hat. Unter den Vasen fallen besonders die aus Silber gearbeiteten auf, die mit mützenförmigen Deckeln versehen sind und, wie viele Thongefässe der ersten Schicht, an den Seiten senkrecht durchbohrte Ansätze zur Befestigung von Schnüren aufweisen. Einer der goldenen Becher, 600 gr. schwer, in der Gestalt einer Sauciere ohne Fuss, ist aus einem Stück Gold getrieben, die hohlen Henkel an der Seite angelötet. Er hat zwei Ausgüsse von verschiedener Grösse und diente wohl zum Füllen und Eingiessen von Flüssigkeiten. Die Mischung des Elektronbechers besteht aus 80 % Gold und 20 % Silber. Da die Silberbarren allerdings verschiedene Gestalt, aber im ganzen dasselbe Gewicht von 171—174 gr. haben, muss man sie als Tauschmittel betrachten, vielleicht als Vorläufer des Homerischen Talentes. Für Gehänge, selbst am Gürtel, sind sie viel zu schwer.

Die goldenen Schmuckgegenstände, zwei grosse Gehänge, eine Kopfbinde, Armringe, Ohrgehänge und Ohrringe verschiedener Gestalt, befanden sich bei Entdeckung des Schatzes sämtlich in einer ziemlich grossen silbernen Vase. Die beiden grossen Gehänge sind gleichartig gearbeitet. An einem Goldbande oder an einer goldenen Kette hängt eine grosse Anzahl Kettchen, die in der breiteren Mitte etwa 10 cm, an den weit schmaleren Seiten dagegen 52 oder 26 cm lang sind. Diese Kettchen bestehen in dem einen Falle aus ovalen Goldblättern, die jedesmal durch mehrere sehr fein gearbeitete Kettenglieder aus Golddraht

miteinander verbunden sind. Den unteren Abschluss jeder Kette bildet ein grösseres Goldblatt, welches Schliemann mit Recht als ein Amulett, als Nachahmung eines Idols auffasste. Bei dem zweiten Gehänge setzen sich die Ketten aus herzförmigen Goldplättchen zusammen; an den unteren Enden der kürzeren sind grössere Blättchen befestigt, an denen der längeren Ketten wieder Amulette. Wahrscheinlich dienten diese Gehänge zum Schmuck des Kopfes. Die kürzeren Ketten fielen auf die Stirn, die längeren über die Schultern auf die Brust der Trägerin.

Eins der Ohrgehänge besteht ebenfalls aus ziemlich vielen Ketten, die sich aus Kettchen und Plättchen zusammensetzen. Die Ketten sind an Ringen befestigt, die wiederum durch kürzere Ketten mit einer nach oben gebogenen Goldplatte, an welcher der Haken sitzt, verbunden sind. Ein anderes Ohrgehänge besteht aus zwei Teilen, von denen jeder die nach oben gebogene Platte mit dem Haken und eine Anzahl kürzerer Ketten mit je einem Amulett aufweist. Selbst dieses kleinere Ohrgehänge dürfte einer modernen Dame etwas schwer erscheinen. Auch die Ohrringe, von denen sich 30 Paar in der silbernen Vase vorfanden, sind teilweise ziemlich gross. Bei mehreren von ihnen tritt uns zuerst die Technik der Granulierung entgegen, welche winzige Goldperlen in Vertiefungen von entsprechender Grösse einlötet. Von den Armbändern besteht eins aus einem einfachen Ringe aus Golddraht, die übrigen aus mehreren Windungen, die beiderseits durch Knöpfchen abgeschlossen werden.

Ausserdem fanden sich in dem silbernen Topfe beinahe 9000 kleinere Goldgegenstände, Ringe, Würfel, Stäbchen u. s. w. Schliemann hat aus ihnen mehrere grosse Halsketten herstellen lassen, wie sie auch ehemals, zu Ketten gereiht, als Halsschmuck gedient haben dürften.

Der sogenannte grosse Schatz war in einem hölzernen Kasten vergraben, denn die Gesamtheit der Gegenstände, die teilweise ineinander verpackt waren, hatte bei der Entdeckung die Gestalt eines vierseitigen Prismas. Das Holz ist natürlicherweise vergangen.

Neben den metallenen Gebrauchs- und Schmuckgegenständen finden sich noch viele steinerne Werkzeuge, Äxte und Hämmer, Sägen und Messer, Schleif- und Poliersteine, durchbohrte Steine, die auf Schnüre gezogen und als Schmuck getragen wurden, Gussformen, und die kupfernen Waffen tragen noch die Form der älteren steinernen. Besonders hervorzuheben sind die einzeln schon in der ersten Schicht, häufiger in der zweiten vorkommenden, grob gearbeiteten Marmoridole, in denen Schliemann wegen der ausserordentlich ungeschickten Wiedergabe des menschlichen Gesichtes eine Darstellung der Glaukopis, der eulenköpfigen Göttin sah. Aber an einigen Exemplaren ist unverkennbar das Haupthaar angedeutet, und einige Scherben der ersten Schicht mit ganz ähnlichen Darstellungen (s. S. 13) zwingen uns, auch in diesen Idolen den Versuch einer Wiedergabe des menschlichen Gesichts zu erkennen. Endlich deutet ein ähnliches, in der zweiten Schicht gefundenes Bleiidol, dessen weiter fortgeschrittene Technik wenigstens über die Absicht des Künstlers keinen Zweifel zulässt, vielmehr auf eine asiatische Gottheit als auf die hellenische Glaukopis. Dieses Bleiidol, die einzige vollständige Darstellung der menschlichen Gestalt in den ältesten Schichten auf Hissarlik, ist wohl importiert. An diese oder ähnliche Bildungen dürften sich die Marmoridole und auch die Amulette der goldenen Schmuckgegenstände anlehnen.

Aus Elfenbein ist z. B. ein Messer- oder Dolchgriff in Gestalt eines ruhenden Tieres mit geöffnetem Rachen geschnitzt. Das dreieckige untere Ende hat einen Schlitz und ist

durchbohrt. In den Schlitz wurde die durchbohrte Zunge der Klinge geschoben und dann vernietet.

Die Thonwaren der zweiten Schicht schliessen sich technisch denen der ersten an, weisen aber mancherlei Fortschritte auf. Es sind hauptsächlich Gefässe, sogenannte Spinnwirtel und Thoncylinder und andere Gebrauchsgegenstände.

Thongefässe wurden in sehr grosser Masse ganz überwiegend ohne Drehscheibe hergestellt, aber die Formen werden besser und auch manchfaltiger. Mit dem Geschick ist auch der Einfluss der Phantasie gewachsen. Ornamente werden nach alter Weise eingeritzt oder aber reliefartig aufgesetzt, von Malerei dagegen findet sich nirgends eine Spur. Die durchbohrten Ansätze der untersten Schicht weichen thönernen Griffen und Henkeln. Schon in der ersten Schicht begegneten uns schüchterne Versuche, das menschliche Gesicht wiederzugeben, in der zweiten finden wir eine Scherbe, die bei jenem Versuch bereits eine etwas entwickeltere Naturbeobachtung beweist. Nase, Mund, Lider, Brauen sind ganz unverkennbar. Ja, einzelne Thongefässe stellen Frauen dar, die ihre Arme erheben, ein Gefäss Kopf und Rumpf einer Frau, die ein zweites, kleineres in den Händen und ein drittes auf dem Kopfe trägt, welches gewissermassen als Trichter diente. Die Gesichter allerdings sind recht primitiv. Nicht selten fehlt der Mund, sind die Augen rund und etwas gross. Andere Thongefässe haben die Gestalt von Tieren, eines Nilpferdes, einer Maus, eines Schweines. Die sogen. Schnabelkanne mit fast ganz kugelförmigem Bauche, langem, nach oben schnabelartig abgeschnittenem Halse und kräftigem Henkel, der Bauch und Hals verbindet, tritt in vielen Exemplaren auf. Massenhaft findet sich auch ein schlankes, unten fast spitz auslaufendes Gefäss mit zwei kräftigen, weit ausgreifenden Henkeln, welches nicht stehen kann. In ihm sehen viele Archäologen das Vorbild des Depas amphikypellon der Homerischen Gedichte, welches beim Mahl von Hand zu Hand gegeben wurde. Ferner wurden je zwei oder drei Gefässe zu Einheiten mit einander verbunden. Einige Gefässe tragen auch Deckel. Auffällig sind besonders zwei. Einer hat die Gestalt der unteren Hälfte einer Birne mit krummem Stile, ein zweiter, der über den Hals des Gefässes gestülpt wurde und an die mützenförmigen Deckel der silbernen Vasen erinnert (vgl. S. 19), einen durchbrochenen Griff mit Knopf.

Nicht nur in der ersten, auch in der zweiten und den folgenden Schichten finden sich in Menge die sogen. thönernen Spinnwirtel, über die bereits gesprochen ist. Daneben enthielt die zweite Schicht Thoncylinder, zuckerhutähnliche oder cylinderförmige, oben abgestumpfte Körper aus gebranntem Thon, deren flache Seite vertiefte Verzierungen aufweist. In diesen Verzierungen glaubte Sayce in Oxford hittitische Schriftzeichen erkennen zu sollen, aber seine Hypothese hat bisher wenig Beifall gefunden.

Schliesslich weisen wir hin auf einen thönernen Haken, der an der Wand befestigt werden konnte, auf einen massiven, pyramidenförmigen Bürstengriff, dessen Grundfläche viele Löcher zur Aufnahme der Borsten zeigt, und auf grössere runde Scheiben aus gebranntem Thon, die als Tischplatten gedient zu haben scheinen.

Auf die zweite Ansiedlung folgen drei weniger wichtige, die wohl mehr Dörfer als Städte waren. Die Epigonen, denn wahrscheinlich waren es Glieder desselben Stammes, dem auch die Bewohner der zweiten und ersten Ansiedlung angehörten, benutzten die noch vorhandenen, älteren Befestigungen, z. B. die alten Thore, die jedoch $1^1/_2$ m tief in die Schuttmassen eingesunken waren, ergänzten notdürftig die fehlenden Teile und erbauten ihre Hütten aus und auf den Trümmern der zerfallenen Paläste der zweiten Schicht, ohne eine

Planierung vorzunehmen, wie das die Gründer der zweiten Burg gethan hatten. Die Kultur der neuen Ansiedler bewegte sich im wesentlichen in der Richtung der älteren. Das Thongeschirr der dritten bis fünften Schicht trägt wesentlich alttroischen Typus, ebenso die Werkzeuge und Waffen. Von eisernen Geräten findet sich noch keine Spur. Die wenig ausgedehnten Gebäude der jüngeren Ansiedler bestehen zum grossen Teil aus ungebrannten Lehmziegeln. Daneben treten allerdings Bauten aus kleineren, unbearbeiteten Bruchsteinen auf, wie in der untersten Schicht.

Als Schliemann 1890 ein Stück der vor dem Südwestthor der zweiten Burg gelegenen, bis dahin unberührten Schuttmassen abtragen liess, fand er sieben übereinander liegende Schichten von Bauwerken, die nach der Zeit der zweiten Schicht errichtet waren, und in der mittelsten, also der sechsten von unten, Reste bedeutender Bauwerke, ferner zahlreiche Vasenscherben des mycenischen Stiles und einige ganze Bügelkannen mycenischer Form, daneben aber ganz besonders eine Art grauer Topfware, die sogenannte lydische, die den etruskischen, besonders den ältesten Buccherovasen ähnlich ist, während in den höheren Schichten, der siebenten und achten, jüngere Gebäude und Topfscherben aus altgriechischer und hellenistischer Zeit zum Vorschein kamen, in der neunten aber Bauwerke und Einzelgegenstände römischen Ursprungs. Aber noch war keine Burgmauer in der sechsten Schicht aufgefunden, und nur ein Gebäude ganz, von einem zweiten eine Ecke, und die ausgegrabenen Fundamente hatten den Grundriss eines griechischen Tempels, konnten also recht wohl einem über den Ruinen der alten Burg erbauten Tempel nachmycenischer Zeit angehören. Erst die Ausgrabungen von 1893 und 1894 lieferten den Nachweis, dass die stattliche Burg der sechsten Schicht viele grosse Bauwerke enthielt und eine mächtige, durch drei Türme verstärkte Ringmauer hatte, dass sie in die mycenische Periode fällt und den am meisten berechtigten Anspruch erheben darf, als die zerstörte Stadt des griechischen Epos anerkannt zu werden, dass dagegen die weit ältere Burg der zweiten Schicht lange vor der Zeit des trojanischen Krieges zerstört wurde.

Das 1890 zum Teil aufgedeckte Gebäude, dessen Grundriss schon damals richtig angegeben wurde, befindet sich ausserhalb der zweiten Burg, westlich von ihr. Es besteht aus einer Vorhalle von 9.10 m Breite und 4.23 m Tiefe und einem geschlossenen Raum von ebenfalls 9.10 m Breite und 11.55 m Tiefe, also 105 qm Flächeninhalt. Es war wohl ein Wohnhaus, da eine verhältnismässig grosse Anzahl solcher Gebäude blossgelegt ist. Auch findet sich im Inneren des geschlossenen Raumes unter dem Fundament einer Mauer der siebenten Schicht noch jetzt Asche, die auf ehemaliges Dasein eines Herdes in unserem Gebäude hinweist.

Die Vorhallen der Megara in der zweiten Schicht waren quadratisch, während die des neu entdeckten Gebäudes nicht halb so tief als breit ist, also den Vorhallen der Königshäuser von Tiryns und Mycenä und denen der meisten griechischen Tempel näher steht als jene.

Die Fundamente bestehen aus drei Schichten wenig bearbeiteter, etwa 1 m langer Steine, die aufsteigenden Mauern, von denen meist nur eine Schicht erhalten ist, an einer Stelle jedoch drei, aus besser bearbeiteten Steinen, die 20—30 cm Breite und Höhe und mindestens doppelte Länge haben. Sie liegen quer zur Längsachse der Mauer und zeigen auswärts regelmässige kleine Quadrate. Diese Mauern von 1.60 m Stärke bestanden wohl bis zum Dach aus solchen Steinen, denn von Ziegelbrocken fand sich bei der Ausgrabung

keine Spur, und die Wände der Gebäude in der siebenten Schicht sind aus demselben Material erbaut, welches die zerstörten Gebäude der sechsten Schicht liefern mussten. Überhaupt bestanden alle Gebäude eben dieser Schicht vollkommen aus Stein. Die sechste Schicht hatte eine Steinburg, die zweite eine Lehmburg. Daher sind auch alle Gebäude der sechsten Schicht, bis auf die Fundamente fast vollständig zerstört. Das gut bearbeitete, unzerstörbare Baumaterial musste den folgenden Geschlechtern zur Errichtung neuer Gebäude dienen.

Die architektonische Ausbildung dieses Megarons war wohl ziemlich einfach. Antensteine sind nicht gefunden, denn eine Holzbekleidung war für die Stirnflächen dieser Steinmauern nicht in dem Grade notwendig, wie für die der Lehmmauern in der zweiten Schicht. Trotzdem ist es nicht ausgeschlossen, dass die Mauerstirnflächen der Vorhalle durch einfache Kapitelle als Parastaden ausgebildet waren, aber Spuren dieser Gliederung sind nicht vorhanden.

Die innere Halle hatte kaum Säulen, keine Spur davon hat sich erhalten, ebensowenig die Vorhalle. Auch bei den anderen Gebäuden der sechsten Schicht fehlt bis auf eine Ausnahme jede Spur eines Säulenfundamentes.

Auf Thüren und Fenster gestatten die erhaltenen Reste keinen Schluss. Sicher verband eine Thür, die wohl in der Mitte der trennenden Querwand lag, die Vorhalle mit dem Megaron, aber wie gross diese Thür war, und ob ihre Öffnung genügte, den inneren Raum zu beleuchten, das wissen wir nicht.

Dieser Bau hatte entweder ein horizontales, aus Erde hergestelltes oder ein schiefes, mit Schilf oder Rohr gedecktes Dach, denn von Ziegeln aus Thon oder Stein ist auch nicht ein Überbleibsel gefunden.

Nördlich von diesem Bau wurde das Fundament von der Vorhalle eines zweiten Megarons blossgelegt; nur die hintere Abschlussmauer ist nicht festgestellt. Die Vorhalle war 11.85 m breit und 7 m tief, der Saal ebenso breit, seine Tiefe ist unbekannt. Wenn er, wie Dörpfeld annimmt, 15 m tief war, hatte er eine Bodenfläche von mindestens 175 qm. Die erhaltenen Fundamente sind etwa 2.10 stark und aus wenig bearbeiteten grösseren Kalksteinen hergestellt, deren Zwischenräume mit kleineren Steinen ausgefüllt sind. Von den aufgehenden Wänden ist nichts erhalten.

Von einem dritten, östlich der alten Burg gelegenen Gebäude aus der mycenischen Periode sind das Fundament fast der ganzen südlichen Längsmauer, ein kleines Stück der nördlichen und die Fundamente der beiden Querwände im wesentlichen erhalten. Die Längsmauern sind etwa 1.40, die vordere Quermauer 1 m und die hintere 1.90 m stark. Dies Gebäude hatte eine lichte Breite von 8.40 m. Die Vorhalle war nur 2.05 m tief, der Saal dagegen 15.30 m lang. Säulen scheinen zwischen den Parastaden nicht gestanden zu haben, denn es hat sich keine Basis gefunden. Dagegen war der geschlossene Raum durch eine Säulenstellung in der Mitte in zwei Schiffe geteilt. Denn über der Mittellängsachse des Saales, 4.15 m von der vorderen Querwand entfernt, ist eine Säulenbasis gefunden, die einzige dieser ganzen Schicht. Sie ist aus einem Stein gearbeitet und besteht aus einem Sockel und dem Cylinder, der die hölzerne Säule trug. Der Cylinder hat bei 0.28 m Höhe einen Durchmesser von 0.57 m. Die verlorene hölzerne Säule war 0.38 m stark, wie die Verwitterungsspuren auf der Oberfläche des Cylinders deutlich zeigen. Dörpfeld meint, eine

zweite Säule habe 4.15 m von der hinteren Querwand entfernt, eine dritte in der Mitte des Raumes gestanden, 3.50 m von den anderen Säulen entfernt.

Durch die geringe Tiefe der Vorhalle und die Säulenstellung in der Mitte des geschlossenen Raumes unterscheidet sich dieses Gebäude von den übrigen der mycenischen Zeit auf Hissarlik.

Etwas nördlich von diesen Ruinen ist die Südostecke eines vierten Baues erhalten. Diese Ecke ist mit dem zweischiffigen Bau durch eine Mauer gleicher Bauart verbunden, die möglicherweise einen vor dem zweischiffigen Bau befindlichen Hof nach Osten abschloss. In ihr findet sich ein runder Stein, der von einem kleinen Teile der Besucher, auch wohl von Dörpfeld, für eine Säulenbasis gehalten wird. In diesem Falle würden wir die Spuren einer Säulen- oder Stützenstellung vor uns haben, einer Halle, die den Hof vor dem säulengeteilten Gebäude im Osten begrenzt hätte.

Hinter diesem, so dass die Rückwände beider, die durch gegenüber liegende Thüren verbunden waren, einander parallel laufen, findet sich ein fünftes Gebäude der mycenischen Schicht. Seine Mauer, im Norden, Westen und Süden etwa 1.50 m stark, im Osten beträchtlich dicker, ist aus besonders gut bearbeiteten Steinen sorgfältig zusammengefügt. Der Innenraum dieses Gebäudes, 9.80 m lang und etwa 6 m breit, war nur durch eine Thür in der Westseite zugänglich, die einer anderen in der Rückseite des säulengeteilten Gebäudes gerade gegenüber lag. Eine Vorhalle fehlt. Die stärkere Ostwand ruhte auf einer Terrasse, deren senkrechte, nach Osten gerichtete Futtermauer von beträchtlicher Höhe aus gut bearbeiteten Kalksteinen von verschiedener, oft staunenswerter Grösse erbaut ist. Sie weist einen senkrecht verlaufenden, nach der Vollendung eingearbeiteten Absatz von geringer Tiefe auf. Unmittelbar neben diesem Hause, mit ihm durch eine kurze Mauer verbunden, lag ein sechstes, das keine Vorhalle hatte, 12 m lang und etwa 8 m breit. Drei der Mauern sind annähernd 1.40 m dick, die vierte, östliche weit stärker. Diese ruhte ebenfalls auf einer Terrasse, deren Böschungsmauer wie die beschriebene erbaut und gegliedert war. Eine kleine Thür von 0.40 m Breite, welche später halb zugemauert wurde, findet sich in der Westwand, eine zweite in der Südwand.

Von einem siebenten, südlich des sechsten gelegenen Bau ist so viel nachgewiesen, dass sein Grundriss bestimmt werden kann. Nach Südwesten orientiert, war dieses Gebäude, das eine offene Vorhalle hatte, 9 m breit und 21 m lang. Es hatte hinter der Vorhalle zwei geschlossene Räume, einen grösseren und einen kleineren.

Wichtig ist endlich ein im Südwesten liegendes Gebäude, welches eine Reihe von Räumen enthielt und wohl wirtschaftlichen Zwecken diente. Seine wesentlich verstärkte Südwestwand ruhte ebenso, wie die weniger starke Nordwestwand auf einer Terrasse, deren Futtermauer im Südwesten durch senkrecht eingearbeitete schmale Absätze in fünf Abteilungen gegliedert war. Im Nordwesten scheint eine Treppe an oder in diesem Bau emporgeführt zu haben zu einer Thüröffnung, die in der Nordwestwand nachgewiesen ist. Viele keramische Funde sind gerade in diesem Gebäude gemacht.

Ausserdem sind bisher nur weniger wichtige Ruinen von Bauten der sechsten Schicht gefunden worden.

Die bisher bekannten Gebäude der sechsten Schicht bilden nicht eine zusammenhängende Gruppe, sondern sind zum grösseren Teil nach verschiedenen Richtungen orientierte Einzelbauten, deren Grundriss dem des Megarons der mycenischen Zeit und des einfachen

griechischen Antentempels sehr ähnlich ist. Aber die Wandstärken und die Dimensionen der Räume sind sehr gross. Es finden sich Räume von 105, 129 und etwa 175 qm Bodenfläche. Und möglicherweise waren die in der Mitte der Burg gelegenen, später verschwundenen Hallen noch grösser. Die Bauart auf Hissarlik ist besser als die der Burgen in Argolis. Tiryns und Mycenä hatten im wesentlichen Lehmgebäude, die sechste Schicht dagegen auf Hissarlik Steingebäude, deren Fundamente aus wenig bearbeiteten, deren aufgehende Wände aus teilweise gut bearbeiteten Steinen sorgfältig gefügt waren. Dagegen haben sich von künstlerisch gestalteten Parastaden und von Holzsäulen, welche die Decken der Vorhallen getragen haben könnten, auf Hissarlik keinerlei Spuren erhalten, und nur in einem Falle ist im Innern eines Baues eine Säulenbasis gefunden.

Die nachgewiesenen Häuser der sechsten Schicht lagen fast alle in einem Gürtel von etwa 40 m Breite um die Ringmauer der Burg in der zweiten Ansiedlung. Durch die Schuttmassen der zerstörten Häuser und Burgmauern war die Höhe und der Umfang des Hügels gewachsen, der Umfang besonders an den weniger abschüssigen Seiten, im Osten und Süden, weniger im Westen, am wenigsten im Norden, weil hier der Burgfels ziemlich steil zur Simoeisebene abstürzt. Die Erbauer aber der sechsten Stadt gliederten den Baugrund in Terrassen, die von der Mitte überragt wurden. Der Höhenunterschied mag etwa 7 m betragen haben, denn das niedrigst gelegene Gebäude, dessen Überreste an erster Stelle besprochen sind, liegt 23 m über der Simoeisebene und die Mitte der Akropolis mag eine Höhe von 30 m erreicht haben. Auch die Burgen in Tiryns und Mycenä stiegen in Terrassen an, ebenso die Akropolis in Athen vor der Erbauung des Parthenonfundamentes, die eine Planierung der Burg an der Südseite veranlasste. Nach der Zerstörung der Burg aus mycenischer Zeit nahm der Hügel Hissarlik eine rundliche Form an, da der Schutt den Höhenunterschied der Stufen einigermassen ausglich und die Reste der Burgmauer die Schuttmassen zusammenhielten. Nun liessen sich die Ansiedler der siebenten und achten Schicht in griechischer und hellenistischer Zeit auf der vereinsamten Stätte nieder, wo sie eben Platz fanden. Aber die Römer trugen die Spitze des Hügels ab und erhöhten mit dem so gewonnenen Material die Abhänge, um Raum für ihre grossartigen Anlagen zu gewinnen, besonders für den Athenatempel. So verschwanden in der Mitte des Hügels die Reste der achten, siebenten und sechsten Schicht und unter den Fundamenten der neunten liegen hier unmittelbar die der fünften. Jedoch an den Rändern, nach der Burgmauer hin, haben sich die Fundamente der sechsten Schicht erhalten, weiterhin auch die der siebenten und achten. Daher konnte H. Schliemann über der Akropolis der zweiten Schicht keine Gebäude aus der sechsten finden und an anderen Stellen ihre Reste leicht verkennen, ja annehmen, dass die Gebäude der mycenischen Ansiedlung, deren Topfware er überall fand und als bedeutungsvoll erkannte, ganz aus Holz bestanden hätten und deshalb für uns spurlos verschwunden seien.

Kaum waren alle aufgedeckten Gebäude Tempel, sondern, bei ihrer verhältnismässig grossen Anzahl, wohl meist Wohnhäuser oder auch Wirtschaftsgebäude. Dörpfeld glaubt, dass wenigstens das Gebäude mit der Säulenstellung im Innern, welches mit dem dahinterliegenden und einem dritten möglicherweise zusammengehörte, ein Tempel gewesen sein könnte.

Diese Burg aus mycenischer Zeit war durch eine gewaltige Ringmauer geschützt, von der im Westen, Süden und Osten eine Strecke von 300 m Länge nachgewiesen ist, der Rest ist nach Dörpfelds Urteil etwa 200 m lang gewesen. Im Norden war von dieser Mauer selbst in grosser Tiefe keine Spur mehr vorhanden. Doch kann wegen der Bildung des Ge-

ländes über ihren Verlauf kaum ein Zweifel walten. Bei einem Umfang von etwa 500 m hatte die Akropolis der sechsten Schicht eine Grösse von etwa 20000 qm.

Die Mauer umspannte in einem Vieleck die ganze Burg. Die einzelnen Seiten, die in einem Winkel von gegen 180° aneinander stossen, sind etwa 9 m lang und durch Absätze von einander getrennt, die meist 10—20, seltener 30 cm tief, die Horizontale der Mauer senkrecht schneiden. Diese Absätze, welche auch die innere Seite der Mauer aufweist, finden sich auch an anderen Bauten mycenischer Zeit, besonders bei der Burg Gulas in Böotien. Der massive Körper der Mauer bestand aus einem unteren geböschten Teile und dem senkrecht abgearbeiteten Oberbau. Die Böschung des 4.60—5 m starken Unterbaues ist im Süden und Westen geringer als im Osten, wo man ihn zur Not ersteigen kann. Die Bauart ist bemerkenswert. Überall erstrecken sich grosse, über einander geschichtete, nach Innen etwas geneigte Kalkplatten ihrer Länge nach in das Innere der Mauer und bilden mit verhältnismässig kleinen Stirnflächen die Fassade, aber im Westen, wo die Mauer am schwächsten ist, haben die Platten eine Länge von wenig über 0.50 m und sind selbst an der Aussenseite nicht vollständig bearbeitet, während im Osten, wo die Mauer 5 m stark und die einzelnen Platten bis 1 m lang sind, die Aussenseite gut bearbeitet ist. Im Süden dagegen erreichen die Platten eine Länge von 1.50 m und sind vollständig bearbeitet und sehr gut gefügt. Dieser untere Teil der Burgmauer steht auf einer Strecke von 300 m meist noch 5 m hoch, während der Oberbau, welcher sich senkrecht auf dem Unterbau erhob, wie in der zweiten Schicht die Luftsteinmauer auf dem steinernen Unterbau, nur im Osten teilweise nachgewiesen ist. Der Oberbau war ebenso konstruiert wie der Unterbau und 1.80—2 m stark.

Der Mauerring war verstärkt durch drei Türme, die alle an der Ostseite lagen, an der Nordostecke, der Südostecke und in der Mitte der Ostfront, aber erst an die schon vollendete Mauer angebaut wurden. Sie haben eine geringere Böschung als der Unterbau der Mauer und sind vortrefflich aus sehr gut bearbeiteten Steinen erbaut, wie die Südfront. Am gewaltigsten ist der an der Nordostecke gelegene. Hier, wo Nord- und Ostseite zusammentreffen, an einem wichtigen Punkte, steht dieser mächtige Turm, der um 9 m aus der Mauerflucht vorspringt und ohne einen Anbau im Süden eine Breite von etwa 18 m hat. Seine Vorderseite ist in der Mitte in einem vorspringenden stumpfen Winkel gebrochen und der Bruch wieder mit einem Vorsprunge verbunden. Seine Mauern sind 4.50 m stark, und mit der ehemals vorhandenen Brustwehr dürfte er eine ansehnliche Höhe erreicht haben.

Die Böschung der Aussenseiten ist in verschiedenen Höhen verschieden, aber durchaus regelmässig. Die Vorderseite ist stärker geböscht als die Seitenflächen, die unteren Teile stärker als die oberen, offenbar aus statischen Gründen.

Nach Süden ist der Turm durch einen Vorsprung erweitert. An dessen Südseite bemerkte Dörpfeld eine in griechischer Zeit zugemauerte Thür, die zu einem Innenraume führte. Aus diesem gelangte man über eine Treppe zu einem zweiten, grösseren Raume, der den Hauptbrunnen der Burg enthielt und auch von der Burg aus zugänglich war.

Ein Bassin von 4.50 m Weite im Quadrat war 8 m tief in den gewachsenen Felsen bis auf wasserführende Schichten getrieben. Nach Verschüttung dieses Brunnens in griechischer Zeit wurde die erwähnte Thür vermauert, ein neuer Brunnen an der Nordostecke des Turmes angelegt und durch eine an der Nordseite des Turmes hinaufsteigende Treppe, von der noch 40 Stufen vorhanden sind, mit dem Inneren der Burg verbunden. Nach derselben Methode erbaut waren die anderen Türme. Der an der Südostecke liegende, welcher den Hauptauf-

gang zur Oberstadt deckte, enthielt einen Binnenraum, der durch eine später angelegte Thür mit dem Innern der Burg verbunden wurde. Etwas grösser ist der etwa in der Mitte der Ostfront gelegene Turm, der bei einer Breite von 10.90 m um 8.35 m aus der Mauerflucht vorspringt. Der von ihm umschlossene untere Raum war nur von oben zugänglich, von einem höher gelegenen Zimmer aus, welches von jenem durch eine Balkendecke getrennt war. Dieser Turm beherrschte auch das Ostthor, welches hauptsächlich dadurch merkwürdig ist, dass die von Norden kommende Burgmauer in mehrfach gebrochener Linie vorspringt und einen längeren Thorweg bildet, in dem der Angreifer von beiden Seiten beschossen werden konnte. Der Thorverschluss, dessen untere Steinschichten erhalten sind, liegt weiter rückwärts. Das im Südosten liegende Hauptthor, welches seiner Lage nach dem Hauptthor der zweiten Burg entspricht, ist 3.20 m breit und wird im Westen von einem Turme gedeckt. Unter dem mit Steinplatten gepflasterten Thorweg liegt ein Kanal, der zur Abführung des Regenwassers diente. Das dritte Thor, welches an der Südwestecke der Burg lag und ebenfalls einem Thore der zweiten Akropolis entsprach, wurde schon in mycenischer Zeit durch eine starke Mauer geschlossen.

Zwischen der Innenseite der Mauer und den ausgegrabenen Häusern lag im Süden und Osten ursprünglich ein freier Raum, eine Art Pomerium. Doch wurde noch in mycenischer Zeit eine grosse Menge Magazine, in denen gemauerte Vorratsgruben und Pithoi in Masse aufgefunden sind, an die innere Seite der Mauer angebaut und so das Pomerium bedeutend verengert. In diesem Raume lag an der Ostseite ein zweiter Brunnen.

Die Burgmauer war im Süden und Osten schon gegen 3 m hoch mit Schutt und Erde verdeckt, als die siebente Ansiedlung entstand; später wurden die noch sichtbaren Reste im Südwesten, Süden und Osten durch Vor- oder Umbauten den Blicken vollständig entzogen, während die Nord- und Nordwestfront durch Archäanax von Mytilene zur Erbauung der Stadtmauern von Sigeum verwendet wurde und ganz verschwand. Daher kommt es, dass die antiken Schriftsteller von einer vollständigen Zerstörung der Stadt reden, dass man das ehemalige Dasein der Burg überhaupt aufs bestimmteste in Abrede stellte oder sie an einer anderen Stelle suchte, wo geringe Reste von Mauern auf eine zerstörte Stadt hinzudeuten schienen.

An der Stelle, die im Altertum fast ganz allgemein als die Stätte des Homerischen Ilions betrachtet wurde, ist unter den Schichten aus historischer Zeit eine Burg mit sehr starken Mauern, drei mächtigen Türmen, ebenso vielen Thoren, mit grossen, verhältnismässig zahlreichen Ruinen von Einzelgebäuden ausgegraben worden, eine Burg, die wir der mycenischen Zeit zuweisen müssen, derjenigen Kulturperiode, in welche nach allgemeiner Annahme der von Homer besungene Krieg fällt.

Wie verhalten sich nun die Angaben der Homerischen Gedichte zu diesen Ruinen der sechsten Ansiedlung?

Die Burg von Troja hatte nach Il. XXII, 172 und VI, 315 ff. einen höchsten Punkt, war nicht eben. Aber die zweite Burg auf Hissarlik war durchaus eben, während auf der Akropolis der sechsten Schicht die mittleren und nördlichen Teile höher lagen als die östlichen, südlichen und westlichen, die selbst eine Terrasse bildeten.

Die meisten Gebäude der von Homer beschriebenen Burg scheinen aus bearbeiteten Steinen bestanden zu haben, da selbst die Wohnungen der Söhne und Schwiegersöhne des Priamos aus geglättetem Stein errichtet waren. Das passt nur und ganz vorzüglich auf die

Bauten der sechsten Schicht. Ferner standen auf der Burg Trojas einzelne, voneinander getrennte Gebäude, teils Tempel, teils Wohnhäuser. Aber auf der zweiten Burg von Hissarlik findet man nur Komplexe von Gebäuden, während die Burg der sechsten Ansiedlung eine Reihe einzelner Bauten aufweist, die allerdings zum Teil Nebengebäude hatten. Das Haus des Alexandros endlich bestand aus Thalamos, Doma und Aule, dem Innenraum, Schlafraum der Wohnung, dem Empfangsraum und dem unter freiem Himmel gelegenem Hofe. Dementsprechend sehen wir in der sechsten Schicht mehrere zweiteilige Bauten, vor deren jedem wir einen offenen Hof voraussetzen dürfen. Dieser bildet die Aule, während die offenen Vorhallen dem Doma, die dahinter befindlichen geschlossenen Räume dem Thalamos, dem Schlafraume entsprechen.

Demnach dürfen wir diese sechste, der mycenischen Zeit angehörige Burg auf Hissarlik wohl als diejenige betrachten, an welche die Homerischen Gedichte anknüpfen.

Das in der sechsten Schicht aufgefundene Thongeschirr gehört zwei ganz verschiedenen Gattungen an. Teils finden wir Erzeugnisse der einheimischen Töpferei, die sich in Stil und Technik an die in den älteren Schichten gefundene Topfware anschliessen, Erzeugnisse der entwickelt troischen Keramik, teils aber importierte Ware ausgesprochen mycenischen Stiles. Das Auftreten dieses Thongeschirrs zwingt uns ausser anderen Gründen zu der Annahme, dass die sechste Schicht selbst in die mycenische Kulturperiode fällt, die Zeit vor der dorischen Wanderung.

Demnach gehört wohl auch der Goldschmuck mycenischen Stiles, den man nach den Fundumständen keiner bestimmten Schicht zuweisen kann, der sechsten Ansiedelung an. So ein Ohrgehänge, das in seiner Struktur allerdings den Kopfgehängen der zweiten Schicht sehr nahe steht, aber doch die der mycenischen Ornamentierung eigentümlichen Rosetten bereits kennt, ein goldenes Armband, dessen Verzierungen durch Auflöten des Golddrahtes hergestellt sind, eine gestanzte Scheibe aus Goldblech, die zum Schmuck der Kleidung diente, ein goldener Schieber, deren mehrere an einer Schnur oder an einem Draht Hals- oder Armschmuck bildeten, zwei zierliche goldene Haarnadeln mit Ornamenten aus aufgelötetem Golddraht, endlich ein Adler, der aus zwei gestanzten Goldplatten zusammengelötet ist. Besonders dieser Adler erinnert an ähnliche, in Mycenä aufgefundene Darstellungen von Tieren, ebenso die gestanzte Scheibe an ähnliche mycenische, aber auch jene anderen Gegenstände sind an dem Ornament der Rosette und Spirale als der mycenischen Kunstperiode angehörig erkennbar. In dieser sechsten, frühestens in der fünften Schicht ist ein formloser Klumpen Eisen gefunden, aber kein eiserner Gebrauchsgegenstand.

Nach dem Untergange der sechsten Stadt mag der Hügel eine Zeitlang unbewohnt geblieben sein. Die neuen Ansiedler gehörten dem alten Stamme an. Aber auch ihre Ansiedlung zerfiel oder wurde zerstört, und auf den Trümmern erhob sich eine achte Stadt, das Ilion der historischen Zeit, welches z. B. Xerxes und Alexander der Grosse besuchten. Die Trümmer dieser beiden Kulturschichten liessen sich nicht überall genau voneinander trennen, besonders ist es noch nicht im einzelnen ermittelt, in welcher von diesen Perioden die Ausbesserungen und Veränderungen an der Burgmauer der sechsten Schicht vorgenommen wurden, während bei den Gebäuden im Innern der Burg diese Scheidung leichter ausführbar ist.

Ohne zu planieren, baute man aus den bequem erreichbaren Bausteinen der sechsten Schicht Häuser, teilweise über den Fundamenten der alten Gebäude, teilweise im Anschluss an die alte Burgmauer. Ein Bau wiederholte durch parastadenartige Vorsprünge der Längs-

mauern den Grundriss der Gebäude der älteren Schicht. Ein Tempel ist weder in der siebenten noch in der achten Schicht nachgewiesen. Ferner finden sich Gebäude mit mehreren Räumen, auch Vorratsräumen, in denen beispielsweise noch zahlreiche Pithoi, grössere irdene Vorratsgefässe, mit Erbsen oder anderen Feldfrüchten standen.

Die Geräte, Waffen, Gefässe, die in diesen Schichten aufgefunden sind, entsprechen denen, die wir in griechischen und anderen kleinasiatischen Ruinen gleicher Zeit treffen.

Alexander der Grosse versprach bei seinem Besuche den Iliensern, ihre Stadt und ihr Athenaheiligtum wieder glänzend und berühmt zu machen, aber erst Lysimachos erbaute einen Tempel und eine Stadtmauer und siedelte die Bewohner der Umgebung in der erneuerten Stadt an, die jedoch einen dorfähnlichen Eindruck machte. Sie zerstörte Fimbria 85 v. Chr. Geb. aufs gründlichste. Dann aber wandten die römischen Grossen, Sulla, Cäsar, Augustus dem angeblichen Stammorte der Julier in hohem Grade ihre Gunst zu. Es entstand wieder eine glänzende Stadt, deren Akropolis einen grossen Marmortempel der Athena in einem heiligen Bezirk enthielt.

Eine Säulenhalle, mehrere Theater und Häuser mit Mosaikfussböden sind bereits in der Unterstadt ausgegraben, die Akropolis nahezu vollständig, aber fast nur Fundamente und Mauerreste aus regelmässigen Quadern sind auf ihr gefunden. Danach kann man sich nur im allgemeinen ein Bild von der römischen Akropolis machen. Den Osten und wohl die eine Hälfte der Mitte nahm der Tempel und Bezirk der Athena nebst anderen Heiligtümern ein, während der Westen und Süden Verwaltungsgebäude und ähnliche Anlagen enthalten haben mag.

Die an Ort und Stelle fast allein erhaltenen Fundamente sind sehr tief und solide angelegt und nur dadurch vor vollkommener Zerstörung geschützt, denn im Mittelalter und in neuerer Zeit sind fast alle Kirchen und Begräbnisplätze der Umgebung von Ilion aus den Bausteinen der römischen Akropolis hergestellt.

Der Hauptaufgang zur Akropolis lag im Südosten. Er war mit einer Säulenhalle verbunden, vor der mehrere Statuenbasen erhalten sind, und kreuzte die Burgmauer aus mycenischer Zeit. Dann führte der Weg gerade auf das Propylaion des Bezirkes der Athena zu. Dieser Thorbau, welcher etwa die Mitte von der Westhalle des heiligen Bezirkes durchbrach, hatte aussen und innen dorische Säulen, korinthische dagegen an der eigentlichen Thorwand.

Im nördlichen Teile dieses Bezirkes findet sich ein Rechteck aus Sandgräben von 35.20 m Länge und 16.40 m Breite, mit einer Schmalseite fast genau nach Osten orientiert. Behufs Fundamentierung eines Gebäudes sind diese Gräben, die bis auf die Bauten der zweiten Stadt hinabreichen, 8 m tief gezogen. Während der Anlage wurden sie mit Balken, deren Standorte noch deutlich zu erkennen sind, abgestützt, dann 3,60 m hoch mit Sand angefüllt, der mit Hilfe von Wasser hineingeschwemmt wurde. Auf dieser Sandunterlage ruhten die fast 5 m hohen Quaderfundamente, die jetzt vollständig verschwunden sind. Nach den aufgefundenen Baugliedern trugen sie einen grossen dorischen Marmortempel der Athena, als der ältesten Polias Ilions. Die Säulen mit 20 Kanälen hatten einen oberen Durchmesser von 1.01 m. Die Achsenweite betrug betrug 2.90 m, ebenso gross war die Länge der Architravglieder. Je eine Triglyphe und eine Metope waren aus einem Stück gearbeitet, aber ein Eckstück enthielt eine Metope mit 2 Triglyphen, wie die bekannte Heliosmetope, auf der Helios mit Strahlenkranz und fliegendem Gewande dargestellt ist, wie er auf dem Vier-

gespann im Osten aus dem Okeanos auftaucht. Die Arbeit ist nicht bedeutend, und die Motive sind älteren Vorbildern entlehnt. Auf einer anderen Metope desselben Tempels sehen wir die schildbewehrte Athena, welche mit der Linken einen niedergestürzten Gegner, einen Giganten, am Haare dahinschleift, mit der Rechten aber zum Todesstosse weit ausholt. Sie erinnert lebhaft an die Athena der Gigantomachie am pergamenischen Altare.

Unmittelbar an der Ostfront des Tempels, diese beiderseits um wenige Meter überragend, ist ein Fundament aufgedeckt, welches einen besonderen Stufenvorbau getragen zu haben scheint. Vor dem Fundament wiederum befindet sich ein grosser freier Platz, der eine flache Decke aus weichem Kalkstein trägt. Auf dieser ruhten wohl Marmorplatten. An der Ostseite des freien Platzes, genau in der Längenachse der Tempelfundamentierungen, nicht ganz so breit wie diese, befindet sich ein rechteckiger, rostartig angelegter Unterbau, welcher ebenso konstruiert ist wie der Unterbau des Zeusaltares in Pergamon. Diese Übereinstimmung in der Anlage und die Lage des rostartigen Unterbaues der Hauptfront des Athenatempels gerade gegenüber drängen fast zu der Vermutung, dass auch hier einer jener Hekatombenaltäre stand, wie sie sich in Kleinasien mehrfach fanden. Zwischen dem Athenatempel und dem Altar liegt ein 16 m tiefer Brunnen, der in römischer Zeit mit einem Rundtempelchen aus Marmor überbaut wurde.

Aber wann und von wem sind der Athenatempel und der mutmassliche Hekatombenaltar, die bisher ohne Angabe von Gründen als römisch bezeichnet wurden, angelegt?

Östlich von den Fundamentierungen des Athenatempels ist ein beschädigter Architravblock aus bläulichem Marmor mit zwei Inschriften übereinander aufgefunden worden. Die beiden Inschriften waren identisch; sie werden nach den Verhältnissen folgendermassen ergänzt: αὐτοκράτωρ Καῖσαρ θεοῦ Ἰουλίου υἱὸς Σέβαστος τῇ Ἀθηνᾷ τῇ Ἰλιάδι. Allerdings ist in diesen Inschriften gerade der Name des Augustus ergänzt, aber die Buchstabenformen der wahrscheinlich älteren, die Arbeit an den erwähnten Metopen und anderen Architektur- und Skulpturstücken weisen unbedingt auf die letzten Zeiten der Republik oder die ersten der Kaiserherrschaft, nicht auf die des Lysimachus. Der von diesem errichtete Tempel war von Fimbria zerstört und wurde durch den ersetzt, von dem wir einzelne Teile kennen, wahrscheinlich durch Augustus. Dass von jenem älteren Tempel Trümmer nicht mehr gefunden sind, darf uns nicht überraschen, da die Kuppe des Hügels bei Anlage des Athenabezirkes abgeschnitten wurde.

Der heilige Bezirk der Athena war im Westen, Süden und Osten mit Säulenhallen, deren Fundamentierungen z. Teil nachgewiesen sind, umgeben, im Norden durch eine Mauer abgeschlossen. Sie lag so weit nördlich vom Tempel, dass ein Umgang möglich war. Der Raum zwischen diesen Säulenhallen und Mauern, ein Quadrat von etwa 80 m Seitenlänge, enthielt ausser dem Athenatempel und dem Hekatombenaltar verschiedene Quaderfundamente für kleinere Gebäude, Standbilder, Weihgeschenke und Altäre. Am auffälligsten ist dasjenige, welches aus einem grösseren Quadrat mit vier kleineren an den Ecken besteht. Vielleicht standen auf den kleineren Aussenquadraten Pfeiler als Stützen von Bogen, die Nischen bedeckten.

Den südöstlichen Teil des Bezirks scheint ein besonderes Heroon eingenommen zu haben. Östlich vom Hauptwege trat ein von Norden nach Süden streichendes Fundament einer Quadermauer zu Tage, dessen Mitte etwa sich stark verbreiterte. Auf diesem Fundament

mag die Abschlussmauer und ein Thorgebäude gestanden haben, durch welches man in das vermutliche Heroon gelangte.

Im westlichen Teile der Akropolis befindet sich ein Bau, der einen grossen, durch zwei Säulenstellungen im Inneren in drei Schiffe geteilten Saal und eine Vorhalle umfasste. Unter der östlichen Mauer dieses Gebäudes, in der Lehmziegelmauer der zweiten Schicht, fand Schliemann den grossen Goldschatz.

Andere Fundamente aus römischer, spätrömischer oder byzantinischer Zeit sind weniger wichtig oder in ihrer Bedeutung noch nicht klar.

Aber wie steht es um die Bewohner dieser ausgegrabenen Städte? Giebt es irgend welche Anhaltspunkte, ihre Abstammung festzustellen?

Zunächst dürfte kaum zu leugnen sein, dass die Bewohner der sechs ältesten Schichten demselben Stamme angehörten, der Jahrtausende hindurch in der späteren Troas ansässig war und die ausserordentlich günstig gelegene Stätte immer wieder besiedelte. Das ergiebt sich aus der ununterbrochenen Kulturentwicklung, die wir besonders an den Thongefässen beobachten, aber auch an anderen Gebrauchsgegenständen. Fremde Einflüsse machen sich in wirksamer Weise erst in der sechsten Schicht durch die mycenische Thonware geltend, die doch wohl als importiert zu betrachten ist. Vorher wurden im wesentlichen Rohstoffe importiert, Metalle, wie Kupfer und Zinn, Gold und Silber, Elfenbein. Selbst die Bewohner der siebenten Ansiedlung, deren Kultur unter der der sechsten Schicht steht, gehörten wohl ebenfalls dem alten Stamme an, denn ihre Thonware steht in unverkennbarem Zusammenhang mit der der vorhergehenden Ansiedlungen; die importierten Vasen aber bezogen sie nicht mehr aus Griechenland, sondern von den Küsten der Troas, von Rhodus. In der hellenistischen Zeit endlich fühlten sich die Bewohner Ilions als Nachkommen der berühmten Trojaner aus dem Epos, waren aber vollkommen gräcisiert, wenn nicht überhaupt griechische Ansiedler die ältere Bevölkerung gänzlich verdrängt hatten.

Auch die Kulturstufe der Bewohner Hissarliks lässt sich einigermassen bestimmen. Über die Bewohner der ersten Ansiedlung allerdings sind wir sehr mangelhaft unterrichtet. Wir wissen von ihnen, dass sie im wesentlichen der Steinzeit oder Kupferzeit angehörten, aber nicht, ob sie schon sesshaft waren oder mit ihren Herden umherschweiften und nur im Winter oder während unruhiger Zeiten ihre wenig ausgedehnten Befestigungen mit Behausungen für Menschen und Vieh zum Schutze aufsuchten, ob ihr Ackerbau sich nicht auf die ersten Anfänge beschränkte. Die Bewohner der Lehmburg dagegen, welche bereits der Bronzezeit angehörten, waren zur Sesshaftigkeit und zum Ackerbau übergegangen. Ihre Herrscher sassen auf einer stark befestigten Burg mit verhältnismässig vollkommenen Wohnhäusern, neben der eine Unterstadt lag, und regierten wohl patriarchalisch. Dieses Verhältnis mag sich im wesentlichen bis in die Zeiten der Steinburg erhalten haben. Doch war neben den Lehmbau der Steinbau getreten und in bewundernswerter Weise entwickelt, und die Technik hatte auch in anderer Beziehung grosse Fortschritte gemacht, aber die Eisenzeit war noch nicht angebrochen.

Doch damit sind wir der Beantwortung der Frage, welchem Volksstamme die Bewohner jener alten Kulturstätte angehörten, nicht näher gekommen. Es ist nun hingewiesen auf die Verwandtschaft, welche die troischen Altertümer mit denen der ältesten Grabstätten auf einigen Cycladen aufweisen, auf ihre Ähnlichkeit mit denen, die in vorphönicischen Gräbern auf Cypern aufgefunden sind, auf die in allen älteren Schichten Hissarliks vorgefundenen Idole, die sich in Auffassung und Bildung an das Bleiidol aus der zweiten Schicht oder an noch ältere Vor-

bilder aus dem babylonisch-chaldäischen Kulturkreise anschliessen. Weiterhin ist geltend gemacht, dass der in ganz Vorderasien verbreitete Lehmziegelbau um so mehr auf Verwandtschaft mit der babylonischen Kultur hinweise, als es in der Troas durchaus nicht an gutem Steinbaumaterial fehle, und aus diesen Thatsachen ist dann der Schluss gezogen, dass es eine semitische, den Babyloniern verwandte Bevölkerung gewesen sein könne, deren Hinterlassenschaft auf Hissarlik, auf jenen Cycladen und auf Cypern in den vorphönicischen Nekropolen entdeckt ist. Dagegen betonen andere Forscher die Ähnlichkeit des ältesten trojanischen Thongeschirres mit dem der mitteleuropäischen Kupferzeit, z. B. mit dem in Mondsee gefundenen, die Ähnlichkeit des Steinbaues in der sechsten Schicht mit dem der mycenischen Zeit in Griechenland, besonders mit dem Mycenäs selbst und dem der Kopaïs-Ebene, und nehmen an, dass die trojanische Kultur unter dem Einflusse und im Zusammenhange mit der Kupferkultur in Mitteleuropa gestanden habe und die alten Bewohner Hissarliks mit gleichzeitigen europäischen Völkerschaften verwandt gewesen seien. Die Entscheidung ist sehr schwer, ja es ist, wie die Divergenz der Ansichten zu beweisen scheint, überhaupt sehr fraglich, ob die bisher bekannten Thatsachen eine Vermutung, die als wahrscheinlich bezeichnet werden könnte, über die Bewohner der alten Kulturstätte zulassen.

Die Frage nach der Chronologie der einzelnen Schichten ist bereits mehrfach berührt. Dörpfeld stellt in seinem Buche „Troja 1893“, S. 86 eine Tafel der neun Schichten auf, die ich hier wiederhole, da ich ihre Ansätze für nicht unwahrscheinlich halte.

„I. Unterste, uralte Ansiedlung. Mauern aus kleinen Bruchsteinen und Lehm. Primitive Funde. Zeit nur geschätzt 3000—2500 v. Chr.

II. Prähistorische Burg Troja; mit starken Verteidigungsmauern und grossen Wohnhäusern aus Lehmziegeln. Dreimal zerstört und neugebaut. Monochrome Topfware. Viele Gegenstände aus Bronze, Silber und Gold. Zeit geschätzt 2500 bis 2000 v. Chr.

III, IV und V. Drei dorfähnliche prähistorische Ansiedlungen, oberhalb der Ruinen der verbrannten II. Burg. Wohnhäuser aus kleinen Steinen und Lehmziegeln. Ähnliche alttroische Topfware. Zeit etwa 2000—1500 v. Chr.

VI. Burg aus mycenischer Zeit. Mächtige Burgmauer . . . und stattliche Häuser aus gut bearbeiteten Steinen. Die von Homer besungene Pergamos von Troja. Entwickelte monochrome troische Topfware. Daneben importierte mycenische Vasen. Etwa 1500—1000 v. Chr.

VII und VIII. Dorfähnliche Ansiedlungen aus . . . griechischer Zeit. Zwei getrennte Schichten einfacher Steinhäuser oberhalb der Ruinen der VI. Schicht. Einheimische monochrome Topfware und fast alle bekannten Arten der griechischen Keramik. Zeit 1000 bis Chr. Geb.

IX. Akropolis der römischen Stadt Ilion; mit einem berühmten Heiligtum der Athena und prächtigen Gebäuden aus Marmor. Römische Topfware und andere Gegenstände. Marmorinschriften. Zeit von Chr. Geb. bis 500 nach Chr.“